

FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 13/2010



Monarchie und Alltag

Editorial	S. 2
Poetische Philosophie reloaded	S. 3
Der Minderheitenpark	S. 3
Kommunikationsversuche III	S. 9
Weißt Du wie viel Sternlein stehen – die Volkszählung 2011	S. 10
Die Bierbank als neues Modell der Kapitalakkumulation? (Holger Dosch)	S. 10
Tagebuch aus dem Pflegeheim für frustrierte Intellektuelle, Teil X	S. 12
Sonnenschirm	S. 20
Rezensionen: Christoph Türckes ‚Philosophie des Traums‘ (Michael Löhr)	S. 21
Rezensionen: H. Siris ‚Deutsch für Thai 2‘ (Thomas Glatz)	S. 30
Aus dem Plattenarchiv	S. 37

Editorial

Hallo Zusammen,

der Sommer vorbei, der Herbst da und die Friktionen gehen in ihr viertes Ausgabejahr. Rubriken bestimmen inzwischen den Textumfang des Heftes, aber es zeichnen sich Umbrüche ab. Die Bewohner des Pflegeheims unterliegen offensichtlich einem Umstrukturierungsversuch der Leitung, der durchaus dazu führen kann, dass der Protagonist nicht mehr besonders viel zu sagen hat in seinem Tagebuch. Auch diesmal haben sich wundervolle Autoren die Zeit für Beiträge genommen. Holger Dosch hat Denkanstöße von seinen Reisen mitgebracht, die sich hier im Heft finden, hervorragende Texte von Michael Löhr und Thomas Glatz rezensieren zwei vollkommen gegensätzliche Publikationen. Im ersten Fall ein Beispiel origineller Philosophie, im anderen ein Exempel thailändischer Bildungspublikationen, an dem sich bundesdeutsche Lehrbücher zukünftig messen lassen müssen.

Thomas Glatz hat dabei darum gebeten, auf eine Korrektur zu seinem Artikel aus den Friktionen 12 hinzuweisen. In seinen Briefen von Onkel Jo hat sich eine kleine Ungenauigkeit eingeschlichen. Die Würdigung des Malers durch eine Straßenwidmung in Landsberg geschah demnach zur Zeit von OB Lehmann. Deswegen findet der geneigte Leser inzwischen eine Ausgabeversion 1.1 im Netz, die diese unrichtige Zuweisung politischer Leistung korrigiert.

Nach wie vor gilt die Einladung für ‚Friktionen‘ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, September 2010

Impressum:

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Perhamerstr. 32
80687 München

Poetische Philosophie reloaded

Die Forderung nach einer poetischen Philosophie – vor einigen Ausgaben hier aufgestellt – ist bisher uneingelöst geblieben. Zu tief sitzt die Orientierung an bekannten Textformen – dem Essay, der Kurzprosa und natürlich der ‚braven‘, wissenschaftlich orientierten Darstellung. In dieser Ausgabe findet sich dann doch ein Versuch, der den Vorstellungen einer poetischen Philosophie folgt – wenn auch eher zwangsweise. Zu weit ist der Themenrahmen letztlich gesteckt, um eine lautere und seriöse Argumentation zu ermöglichen. Selbstbeschränkung war trotzdem nicht gewünscht, lieber der Masse und der Verwirrung nachgeben. Der Text ist denn auch nicht konsistent – weder in der Argumentation, noch in seinen Begriffs- und Ideenwelten. Er findet letztlich kein Ende. Zumindest keins, das den interessierten Leser im klassischen Sinn zufrieden stellen kann. Er verfolgt Spuren, ist Steinbruch. Man darf in keine Idee so verliebt sein, dass man ihrer sofortigen Zerstörung in einer Aufhebung (die nicht unbedingt im hegelianischen Sinn zu verstehen ist) im Weg steht. Hinter das Denken sehen, textuell daran teilhaben lassen – das soll poetische Philosophie sein. Sie ist natürlich nicht Poesie im konventionellen Sinn des Worts – das poetische findet sich eher in der Assoziation, die ‚raus‘ muss. Entsprechend können Breschen geschlagen werden, aber der Bruch im Gedankengang darf stehen bleiben. In der Friktion finden sich Anschlüsse für ein ‚weiter‘ – weiterdenken, weiterschreiben, weiterlesen. Vielleicht sogar dann, wenn das Ergebnis um ein leeres Zentrum kreist, wenn das Denken von der Zentrifugalkraft einer Welt, die sich dem Begreifen immer wieder entzieht, aus dem gewählten Auseinandersetzungskern geschleudert wird.

Der Minderheitenpark

Fundstück des Quartals

Freizeitparks und Museen stellen besondere Formen des strukturierten öffentlichen Raums dar. Erstere präsentieren den allgemein als beachtenswert empfundenen Bestand an kulturellen oder wissenschaftlichen Artefakten. Sie gelten damit als förderungswürdige Orte kultureller Selbstversicherung. Ihr Besuch ist eine ‚gute‘, eine anerkannte Form der Freizeitbeschäftigung. Hier lebt Mensch seine humanistische Selbstentwicklung. Auf der anderen Seite der Freizeitpark, privat betrieben und einer Form der Zerstreuung gewidmet, die dadurch gewährleistet wird, dass Dissonanzen und Ambivalenzen alltäglicher Sozialität ausgeblendet werden. Über beide Phänomene gäbe es genug zu schreiben und ggf. zu lästern, sicher auch in ironischer Form und Konnotation.

Im konkreten Fall jedoch findet sich im fernen China ein Beleg jenes geflügelten Worts, dass es keine Parodie gebe, die nicht bereits von der Realität überholt sei. Konkret geht es um den Park der ethnischen Minderheiten in Peking. Eine wohl neuere Erfindung der chinesischen Freizeitindustrie bzw. des chinesischen Staats. Man kann sich das Ganze vorstellen als eine Art Freilichtmuseum, strukturiert durch ‚typische‘ Bauten, die von Originalminderheitenvertretern bevölkert werden. Haupttätigkeit sind dann dort folkloristische Vorführungen für die Besucher und deren mehr oder minder gelungenen Dokumentationsversuche dieser pittoresken Szenerien. Dieser Kurzausschnitt ist zumindest Internet und Fernsehdokumentationen zu entnehmen. Die jeweiligen Darsteller einer Ethnie schieben dabei eine Art

nine-to-five-Job, den sie bei ihren jeweiligen Provinzregierungen ergattert bzw. zugeteilt bekommen haben, nebst Platz im angegliederten Minderheitenwohnheim. Die Debatte rund um diese Mischung aus Museum und Freizeitpark mit dem denkwürdigen Thema ‚Volk‘ und Livedarstellern wird dabei in Internetforen recht harsch geführt.

Im Kern der Auseinandersetzung steht dabei die Darstellung Tibets als eine der Volksminderheiten innerhalb Chinas im Park. Munter und mitunter persönlich recht beleidigend geht es dann zu in den Argumentationen rund um ein komplexes Phänomen, durch das sich beliebig viele Betrachtungsebenen schneiden ließen. Da läuft die völkische Selbstbestimmung des Tibeters gegen die Pogromverhinderung bei den Uiguren Amok, da wird die Ausbeutung der Kultur gegen den freien Unterhaltungsjob ins Feld geführt und immer sind die anderen die Arschlöcher, die nicht verstehen, warum scheiße oder toll.

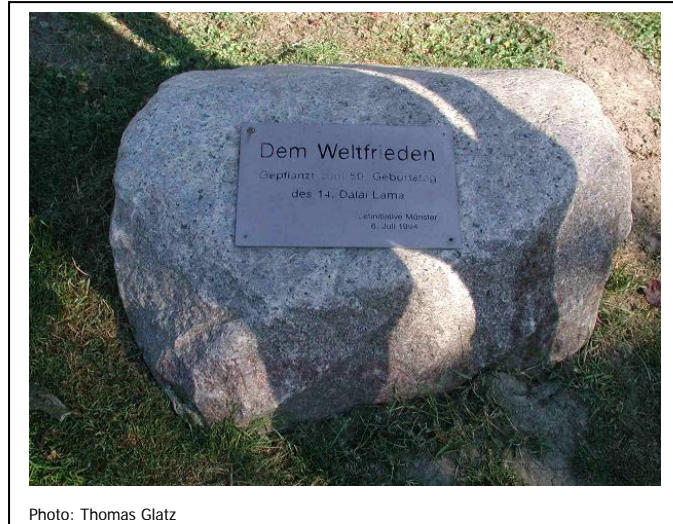
Das Auffahren einer Kritik an der Freizeitindustrie als Ausbeutungsstruktur kultureller vorkapitalistischer Strukturen mag zwar in diesem Zusammenhang an sich ganz tragfähig sein, greift aber weiter, als für das spezielle Phänomen nötig ist. Schließlich lässt sich dieses Argument auf fast alle Formen inszenierter Freizeitgestaltung anwenden, die auf Motive der Vormoderne zurückgreifen, von Ritterspielen bis zum Mittelalterweihnachtsmarkt. Spannender ist hier schon die Frage in welcher Form diese zugespitzte Präsentation völkischer vormoderner Lebensformen mit tatsächlichen Ressentiments und innerchinesischen Unterdrückungsstrukturen einher geht. Hier versagt allerdings die mitteleuropäische Urteilsfähigkeit jenseits von Tibet. Ich weiß schlicht das geringste darüber, wie es sich als ‚Mongole‘ oder ‚Naxi‘ in China lebt, geschweige denn darüber wie im 21. Jahrhundert in diesem Riesenreich solche Zuschreibungen zustande kommen.

Exkurs: Volk und Ethnie – was geht ab?

In gewisser Weise ist diese Art der polarisierten Rezeption durchaus plausibel. Die Fragen nach ‚Kultur‘, ‚Nation‘ und ‚Volk‘ berühren alle eine der Bruchstellen der modernen Entwicklung, die trotz ihrer tiefen Verankerung in den aktuellen gesellschaftlich-politischen Konstellationen ihre Aporien in letzter Konsequenz nicht überwunden hat, katastrophische Verläufe im 20. Jahrhundert mit eingeschlossen. Wenn man die Moderne vor allem als einen Prozess begreift, in dem das Problem des Subjekts und seines Verhältnisses zur Gemeinschaft grundsätzlich neu beantwortet wurde und zwar aus Sicht des Einzelnen heraus, dann stellt sich die Frage nach den möglichen Konstitutionsbedingungen von Gemeinschaft unter diesen Bedingungen neu. Oder anders gesagt: Wie ist das Zusammenleben, überhaupt ein ‚Wir‘ unter den Bedingungen der Individualisierung vorzustellen, bzw. ggf. zu konstruieren?

Die älteste Antwort, die vielleicht mehr als alle darauf Folgenden der Idee des Individuums als Ausgangspunkt alles Seins verhaftet war, war die des gemeinschaftlichen Vertrags. Am Beginn der Neuzeit steht die Vorstellung, übergreifend verbindliche Werte per vorgestelltem Vertragsschluss legitimieren zu können. Im Zentrum stand dabei allerdings weniger ein verbindlicher gemeinsamer Wertekanon (außer der des Individualismus), als mehr die Frage der Einsetzung einer normensetzenden

Souveränität¹. Theoretisch interessant, aber als Topos mit Breitenwirkung vielleicht etwas trocken.² Es benötigte noch einer über 100jährigen Erosion der dynastisch-monarchischen Systeme Europas um der Idee des ‚Volks‘ als identitätsstiftendes Konzept zum Durchbruch zu verhelfen.³ Als emanzipatorisches Konzept bei der Durchsetzung bürgerlicher Rechte im 18. und 19. Jahrhundert traten die strukturellen Probleme der Idee einer biologisch-geschichtlichen Schicksalsgemeinschaft weitgehend in den Hintergrund. Solange die völkische europäische Nation ihre chauvinistischen Tendenzen in tech-



nisch unterlegenen Gebieten der Erde ausleben konnte, blieb Debatten über die Grenzen und Brüche des Konzepts aus. Erst die Katastrophe zweier Weltkriege und des Nazismus hat die Idee völkischer, d.h. biologisch definierbarer Gemeinschaften weitreichend unterminiert und einer erst einmal diffusen Vorstellung von Kultur als Basis einer Nation mehr Raum als Letztbegründung gegeben. Damit entsteht Ethnizität als ein kulturalistisch aufgeladener

Volksbegriff, in dem aber immer noch ein unausgesprochener substantialistischer Moment mitschwingt. Immerhin hat Kultur sehr viel mit Primärsozialisation zu tun. Was Hänchen nicht lernt, lernt Hans schließlich nimmer mehr. Sprache, Umgangsformen, Wertesystem, Artefakte der Alltagsgestaltung – alles schon da beim Eintritt ins Erwachsenenleben. Das ‚Volk‘ wird damit eine Entität, die gemeinsame kulturalistische Produktionsmomente wie ‚Religion‘, ‚Ernährung‘, ‚Gebräuche‘, ‚Sprache‘ und ‚Riten‘ teilt. Ein entscheidender Katalysator neben der reinen Ideengeschichte stellte in diesem Zusammenhang die Entstehung gemeinsamer Kommunikationsräume durch gedruckte Massenmedien dar.⁴

¹ Am deutlichsten zu Erkennen beim Klassiker der sogenannten Vertragstheorien, Thomas Hobbes. Sein ‚Leviathan‘ von 1651 dient vor allem der inneren Befriedung. Dieser Sicherheit ist die Setzung von Normen instrumentalistisch untergeordnet. Solange die Sicherheit des Einzelnen (der Vertragsgegenstand) nicht zur Disposition steht, ist dem Souverän Folge zu leisten (vgl. Thomas Hobbes – Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates, Frankfurt am Main 1984 (1651)).

² Vielleicht trocken, aber nichtsdestotrotz in der politischen Ideengeschichte durchaus erfolgreich. Die Konzepte eines der wichtigsten Vertreter des Konzepts des Gesellschaftsvertrags, John Locke, hatte erheblichen Einfluss auf die politischen Grundsetzungen der Vereinigten Staaten von Amerika. Zu diesem Zeitpunkt kann seine Theorie quasi schon als Allgemeingut der politisch interessierten Intellektuellenschicht im angloamerikanischen Raum gelten. In der konkreten Auseinandersetzung um die Staatsgründung, die die Federalist Papers von Alexander Hamilton, James Madison und John Jay argumentativ spiegeln, schwingt diese Theorie denn auch eher als Grundkonsens mit, als als explizit verwendetes Argument (vgl. Willi Paul Adams / Angela Adams – Einleitung, in: Willi Paul Adams / Angela Adams – Die Federalist-Artikel, Paderborn, 1994, S. lxxxvif).

³ Die französische Revolution berief sie weit stärker auf die Idee des ‚Volks‘ als eine geschlossene Entität als die amerikanische. Dies ist sicherlich der Situation der jungen USA als Einwanderungsland geschuldet, die die neue Nation weit mehr zu einer Bekenntnisnation zu Grundwerten machte, als die französische.

⁴ Eine recht erhellende Darstellung der historischen Rolle der Medien bei der Entstehung größerer kultureller Räume (oder solcher, die von den Akteuren als eben diese wahrgenommen werden) findet sich bei Benedict Anderson: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt am Main / New York 1996, insbesondere S. 44ff.

Kultur und Ethnie als moving target

Kultur rückt damit ins Zentrum von Vergesellschaftungslegitimitäten. Hier beginnen die Spannungslinien zwischen dem politischen Konstrukt, das eine Legitimitätsbasis sucht (Staat, Nation) und dem Konzept der Kultur. Verbegrifflichung der Welt neigt zwangsläufig dazu, statisch-monolitische Vorstellungen dessen zu befördern, was es zu erfassen gilt. Das wird auf fatale Weise wirksam bei der Frage nach der Kultur, denn hier handelt es sich in letzter Konsequenz um einen Prozess. Einen Prozess der tatsächlichen Vergesellschaftungsformen und ihrer konkreten Ausgestaltung als Lebenspraxis auf einer temporalen Achse. Es geht um Aneinanderreihungen von Ereignissen und deren Bedeutungszuschreibungen, implizite Vereinbarungen und Rituale, die unterminiert, verteidigt und modifiziert werden. Inhomogene Konfliktfelder, die sich um Werte, Sprache, Institutionen, Ästhetik und Macht gruppieren. Kultur ist ein stetes Werden, insofern ist schon der Begriff in seiner inhärenten Statik eine Art Gefangennahme.

Hier spannt sich eine Friktion zu den Konzepten auf, die Kultur, vor allem die ‚gemeinsame‘ eigentlich legitimieren soll: den Staat bzw. die Nation. Zum einen ist jedwedes Staatskonstrukt zumindest seinem Anspruch nach statisch – statisch zumindest hinsichtlich des räumlichen Geltungsanspruchs seiner Souveränität. Hier kann eine begründende Kultur, die eigentlich Bewegung, Fluss, gesellschaftliche Praxis unter ständiger Änderung ist, eigentlich nur bedrohlich erscheinen oder zumindest als ein Phänomen, das sich seinen Legitimationsaufgaben in seiner Dynamik ständig entzieht.

Kultur und Macht – ein hegemonialer Block?

Diese Schattenspiele, Diskurse und Brüche zwischen einer gelebten Kultur und staatlicher Souveränität ist aber keinesfalls als eine Entgegensetzung zu lesen, in der zwei eigenständige analytische Ebenen gegen einander gesetzt werden können. Im Gegenteil: in jede Form kultureller Praxis sind Macht- und Wissensphänomene eingelagert. Die Oberfläche, die wir wahrnehmen – Sprache, Riten, Institutionen – ist immer an Machtssysteme, Ressourcenverteilung und Weltdeutung gekoppelt. Sie verleihen den Oberflächen erst ihre Codierung als gelebte gesellschaftliche und politische Praxis. Der Staat als eine spezifische Form von Vermachtung, interferiert hier fortwährend, ist ein Spieler in einem Prozess der ständigen Redefinition der Elemente, die unser Leben, unsere Kultur prägen.⁵

Das Kasperltheater der gespiegelten Kultur

Diese Verklammerung macht die Frage nach Kultur und Ethnie ohne die Berücksichtigung der Machtstrukturen sinnlos. Ein verengter Blick auf die Oberflächen verstellt unter Umständen die Sicht auf Veränderungen, die dem, was vorliegt vielleicht schon längst neue Bedeutungen verliehen haben. Strukturelle Änderungen in Machtssystemen oder technischer Reproduktionsapparat können unter Umständen große Teile der kulturellen Oberflächen vermeintlich unverändert hinterlassen, nur: es ist

⁵ Diese Denkfigur findet sich in der aktuell in den Sozialwissenschaften recht beliebten Diskursanalyse, die sich in ihrer Konzeption auf die Arbeiten von Michel Foucault beruft. Aus dieser Perspektive könnte man das Thematisieren von Kultur und Ethnizität, den ethnisch-kulturalistischen Diskurs als das exkludierende und gleichzeitig subjektivierende Machtdispositiv par excellence lesen. Die Struktur einer hegemonialen politischen Figur als Kreuzungspunkt sozialer Kämpfe findet sich bei Antonio Gramsci in dessen Gefängnisheften (Hamburg 1991ff), allerdings auf Basis eines vollkommen anderen, eher marxistisch orientierten Theoriekonzepts.

nicht mehr dasselbe. Es bleibt eine gespiegelte Kultur zurück, die verschobene Sprache, Riten und Institutionen als Oberflächenphänomene durchaus behalten haben kann. Die Figur des Spiegels soll hier andeuten, dass die dritte Dimension jedes Rituals, jedes Symbols, jeder Institution immer ihre Trägerfunktion für Macht- und Aushandlungsprozesse ist. Frei nach dem Motto ‚Ihr könnt tun was ihr wollt (also dasselbe wie bisher – zumindest jenseits der Lohnarbeit), Ihr könnt es benennen wie ihr wollt (also so wie bisher), aber trotzdem ist jetzt der Bürgermeister der Bürgermeister und die Fabrik eine Fabrik‘ im Sinne der Moderne. Werden solche Phänomene der Spiegelung bzw. Entkopplung von Macht und Symbol bzw. Ritual augenfällig, laufen sie oft unter dem Begriff der ‚Folklore‘. Spätestens zu diesem Zeitpunkt ist jedem klar: das, was ich hier sehe, hat seinen Bedeutungszusammenhang radikal verändert, ist eingelassen in eine soziale Praxis, die diese Art von Ritual so nie neu hervorbringen würde.

Buntes Tanzen for Sale

Innerhalb der modernen Entwicklung ist der Haupttreiber dieser Prozesse jenseits aller Brüche und Krisen nach wie vor die der individualisierenden Marktordnung. Die Anschlussfähigkeit der jeweiligen vormodernen Lebensformen in ihrer kulturellen Ausformulierung kann Hinweise auf die Konfliktträchtigkeit eines solchen Prozesses geben (vollkommen unabhängig von der Frage, ob man das gut oder schlecht findet). Der friktionsfrei Weg in eine kulturell gespiegelte, aber weitgehend marktgängige Gesellschaft ist wohl vor allem dann möglich, wenn

- innerhalb der bestehenden Wertesysteme eine Offenheit gegenüber dem Erwerb von marktfähigen Kompetenzen besteht. Damit ist gemeint, dass kein oder nur marginaler Widerstand gegenüber der ‚Verflüssigung‘ der biographischen Wege und sozialer Hierarchien entlang von marktfähigen individuellen Kompetenzen bestehen, soll heißen, keine Stratifizierungssysteme bestehen, die über Konzepte wie Vererbung (Adel) oder Ehre funktionieren und bei denen Eliten über genügend Ressourcen verfügen, um durch Berufung auf das ‚Althergebrachte‘ Widerstand zu organisieren.
- Sich Riten und Institutionen als kulturelle ‚Produkte‘ nutzen lassen und dieser Inanspruchnahme kein nennenswerter Widerstand entgegengesetzt wird.

Auf jeden Fall führen Prozesse dieser Art zum beschriebenen Phänomen der kulturellen Spiegelung, wenn – was eher der Normalfall als die Ausnahme darstellt – Splitter des vormodernen Habitus zurückbleiben. Aus staatlicher Sicht können Elemente der gespiegelten Kultur durchaus noch als Legitimationskitt dienen, insbesondere, dann, wenn diese transformierten Verhaltensformen und Normen nach wie vor entscheidende Momente der Subjektbildung beinhalten. Sie müssen halt geglaubt werden bzw. verinnerlicht sein.

Everybody has a kaltscha

Diese Verinnerlichung dessen, was uns umgibt, kurz die ‚Sozialisation‘, aber ist eine Grundbedingung menschlicher Existenz. Vom aristotelischen zoon politicon bis zur postmodernen Diskursdebatte – die Frage dreht sich nur noch um das Maß an Einfluss auf das Subjekt, nicht um die Tatsache an sich. Es

bleibt das Phänomen, dass ein Großteil der Menschheit ihre Weltdeutungen auch um ein ‚Wir‘ und die ‚Anderen‘ organisiert und diese Trennungslinie jenseits des direkten Bekannten- und Freundeskreises entweder entlang des Staates oder entlang des prekären Begriffs der Kultur gezogen werden. Es handelt sich aus dieser Perspektive also um einen durchaus wirkungsmächtiges Konstrukt, in dessen Namen sich Argumentationen organisieren und weitreichende Weltdeutungen durchsetzen lassen. Es ist also keinesfalls zu übersehen, dass diese Vorstellungen äußerst erfolgreiche Wahrnehmungs- und Wissensformen in weiten Teilen von Gesellschaften sind, sozusagen Ethnie als soziale Realität als ‚Wissen‘ davon, dass ich Deutscher, Nazi, Vietnameser oder Australier bin und dass das etwas bedeutet (was genau ist dabei meist unklar).

Die Tatsache, dass hier eine Referenz auf ein prozesshaftes, veränderliches und diskursives Konstrukt aufgebaut wird, spielt dann keine Rolle mehr. Die breite Wahrnehmung setzt auf eine andere Faktizität und zieht daraus gegebenenfalls fatale Konsequenzen. Anders gesagt: die Erkenntnis um Kultur als gesellschaftliche Praxis nützt nichts, wenn es um die Einschätzung politischer Folgen von kultureller Mobilisation geht. Im Gegenteil: die Zuspitzung von Konflikten unter der Flagge der ‚Ethnizität‘ greift in die konkreten Prozesse ein, stellt neue Spiegel auf, ‚erfindet‘ unter Umständen erst das ‚Volk‘.

Und nun?

Was hilft uns das nun alles bei den Nazi, bei Tibet und dem Minderheitenpark (neben der Erkenntnis, dass das Ganze so einfach nicht ist)? Zumindest lässt sich feststellen, dass eine Abhandlung des Phänomens unter Gesichtspunkt der Authentizität, schlicht nur bedeutet, die Phänomene der Moderne und der kulturellen Struktur nicht verstanden zu haben. Wer würde z.B. diese Frage an Las Vegas stellen? Oder anders: Kein Mensch käme auf die Idee, einen jungen Mann aus Bayern, der sich auf Mallorca sein Geld mit Lederhosenshows in einem Sauf Laden verdient, als unterdrückte und ausgebeutete Ethnie zu bezeichnen. Er ist schlicht eine arme Sau, der sich sein Geld mit einem entwürdigenden Job in der Tourismusindustrie verdienen muss. Dieses Argument baut auf die Voraussetzung, dass eben jener junge Mann für seine marktlich verwertete Fremdzuschreibung als Oberbayer nicht diskriminiert oder verfolgt, also an Leib und Leben bedroht wird. Und genau darüber liefert das Phänomen Minderheitenpark keine Aussage.

Helfen kann demgegenüber unter Umständen ein Rückgriff auf die alte Frage ‚Wem nützt es?‘ und eine Untersuchung der Machtstrukturen. Wenn es um ein kulturelles Selbstbestimmungsrecht geht, ist immer interessant, auf Basis welcher hegemonialen Struktur diese ‚Kultur‘ zustande kommt und stabilisiert wird, die da ‚gelebt‘ werden soll. Wessen Sprache, welche Machtstruktur, Zuspitzung welcher Konflikte um welche Güter? Welche Vorstellung von Kultur in welchem Raum für wen auf wessen Kosten soll da realisiert werden? In vielen Fällen, die einem zu diesem Thema auf medialem Weg um die Ohren gehauen werden, gibt zu diesen Fragen keine Ansätze in der Berichterstattung. Auch im Falle des Minderheitenparks hilft das Phänomen an sich erst einmal wenig auf dem Weg zu Klärung. Aus mitteleuropäischer Sicht phänomenologisch spannend und skurril, bleiben die entscheidenden Fragen offen.

Kommunikationsversuche III



Weißt Du wie viel Sternlein stehen – die Volkszählung 2011

Verwalten und Regieren ist ein schwieriges Geschäft. Vor allem, wenn man gar nicht so genau weiß, wen. Geht es um Kleingruppen unter pädagogischer Führung ist Durchzählen das Gebot der Stunde. Dann weiß man schon was zu tun ist. 1987 hat der bundesdeutsche Staat das auch versucht und damit eine saftige Protestbewegung bei seinem Volk losgetreten. Über 1.000 Bürgerinitiativen wehrten sich im Schulterschluss mit großen gesellschaftlichen Verbänden gegen die elektronische Erfassung in einem Jahrzehnt, das im großen und ganzen als unpolitisch verschrieen ist. Die Debatte war damals durchaus vital und wurde rund um Schlagworte wie Datenschutz, Überwachungsstaat und gläserner Bürger geführt. Staatliche Stellen hielten mit Imagekampagnen und Strafbefehlen dagegen. Neben Änderungen in der Datenschutzgesetzgebung blieb vor allem die Erinnerung an eine kleine Episode sozialer Kämpfe am Ende einer Phase allgemeiner sozialer Mobilisierung.

Nach 23 Jahren mit einer Wiedervereinigung und einem ständig umziehenden und migrierendem Volk sind die damals so mühevoll ermittelten Daten nur noch bedingt brauchbar – heißt es. Es muss also wieder durchgezählt werden. Stichtag ist diesmal der 23. Mai 2011. Erneut ziehen Offizielle mit Zettelchen von Haus zu Haus. Weigern ist verboten. Doch die Erfahrung der achtziger Jahre scheint tief zu sitzen. Basis der Volkszählung ist diesmal vor allem eine umfangreiche Zusammenführung und Abgleich bestehender Datenbestände, im wesentlichen der Meldeämter und der Bundesagentur für Arbeit, ergänzt durch einen neu geschaffenen Wohnungsregister. Korrigiert wird dann nur noch durch Livestichproben, die etwa 10% der Bevölkerung treffen. Macht nicht soviel Ärger. These: die Angst ist unberechtigt. Im Moment scheint das Beharren auf bürgerlichen Rechten angesichts der elektronischen Revolution eher eine Phase von Geburtswehen einer neuen gesellschaftlichen Formation gewesen zu sein, die sich mit den neuen Formen der Datenverarbeitung abgefunden hat, zumindest, wenn die Frechheiten rund um das Thema nicht allzu offensichtlich werden.

Die Bierbank als neues Modell der Kapitalakkumulation?

Fundstück des Quartals

Moskau am Rande des Gorky Parks. Ebenerdig gebaut, mit dem Charme einer räumlich aufgeblasenen Containerarchitektur eine solide Trinkboutique. Name: ‚Bierbank‘, gesetzt in lateinischen Lettern. Warum im lateinischen Lettern? Ist der geneigte Moskauer dieses Alphabets mächtig? Und wenn nicht, warum dann in dieser westlichen Codierungsform? Quasi Kult? So wie ein japanisches Restaurant, dessen Namen niemand entziffern kann, weil's nur in japanisch geschrieben ist? Und warum eine deutsche Bezeichnung? Naheliegende Vermutungen zumindest zu diesem Aspekt gibt's ja. Bier gehört aus Sicht des Auslands wohl so zu Deutschland, wie Adolf Hitler. Ist auch quasi publizistisch belegt⁶. Und dann diese Doppelbödigkeit: Bierbank. Die Bierbank, auf die sich der geneigte Bayer im dazu passenden Garten setzt, um eine Maß zu trinken? Oder am Ende doch Bank im Sinne eines Finanzinstituts, quasi Verwalter des Zinsregimes. Aber kann man dann in der Bierbank seine Bestände

⁶ Nicht der Aspekt mit Hitler, für die erste Hälfte der These sei aber auf das Standardwerk ‚The New World Guide to Beer‘ verwiesen: ‚There are other great beer nations, and there is Germany.‘ (Michael Jackson - The New World Guide to Beer, Running Press 1997, S. 37).

einlagern? Bekommt man Zinsen? Und wenn ja, in welcher Form? Oder geht das ganze eher in Richtung einer Bank, die Flüssigkeiten managed? Das einzige in deutscher Sprache bekannte Institut, das sich mit Flüssigkeiten beschäftigt und die Namensassoziation trägt, ist die Blutbank. Daher vielleicht. Kognitive Verbindung mit wertvoll. Edel und hygienisch, top gelagert, sortenrein, immer mit Blick aufs Verfallsdatum.

Die Auffassung, dass Reisen bildet gehört zum Grundkanon humanistischer Überzeugungen. Ein genauerer Blick in die Reiseliteratur zeigt demgegenüber schon seit dem 17. Jahrhundert eine erstaunliche Ignoranz im Umgang mit dem Erlebten. So haben der nicht unbedeutende Reisende William Lithgow im 17. Jahrhundert und im 19. Jahrhundert die Reiseschriftstellerin Favell Lee Mortimer auch bei Zeitgenossen nicht den Eindruck geweckt, dass sie sich bei Reisen haben bilden können und



Photo: Holger Dosch

wollen, zumindest, wenn man den Begriff der Bildung mit einer Bereicherung und Öffnung der persönlichen Perspektiven koppelt. Beschreibungen wie ‚[...] die Bergbewohner sind schlichte, ehrliche Kreaturen...‘ und ‚[...] die Griechen lieben Gesang, obwohl sie sehr schlecht singen.‘⁷ im Falle von Mortimer und ‚Paris [ist] zwar

dicht bevölkert, allerdings größtenteils von kleinen Lakaien und Dienern, ein Brutstätte für Schurken und eine Räuberhöhle bei Nacht‘ und ‚Wider Erwarten fand ich das Land sehr fruchtbar, und sein einziger Makel sind die Menschen, die Bewohner unserer Kolonien ausgenommen, deren herausragende Merkmale ihre Dummheit und Trägheit sind‘⁸ im Fall von Lithgow als Abschlussurteil über Irland lassen zumindest auf eine gewisse geistige Unberührtheit gegenüber dem Prozess des Reisens schließen.

Der, den touristische Tätigkeit ins Fragen führt, oder der, etwas gestelzt formuliert, eine gewisse Disposition zur Reflexion hat, liefert das Andere einen Weg zur Veränderung der Sicht auf die Welt. Unter dem Paradigma der Globalisierung, das implizit auch die Idee einer Annäherung verschiedener kultureller Räume enthält, sind die ‚Antennen‘ für das absurde, abseitige, nicht sofort in das eigene Denken integrierbare unter Umständen noch ausgeprägter. Insofern ist die Bierbank im besten Fall der Repräsentant eines Risses im Alltag des Denkens, eine reflexive Spalte, in die man kurz fällt um zu klären, was da eigentlich gerade los ist ...

Holger Dosch / Matthias Hofmann

⁷ Favell Lee Mortimer Mortimer mit ihrem Urteil über die Schweizer (Favell Lee Mortimer / Todd Pruzan - Die scheußlichsten Länder der Welt, München 2007, S. 97). Die griechische Sangeskritik findet sich a.a.O., S. 115.
⁸ William Lithgow über Paris und Irland, zitiert nach Roger Willemsen (Hrsg.) - Die wundersamen Irrfahrten des William Lithgow, Hamburg 2009, S. 22 und 296.

Tagebuch aus dem Pflegeheim für frustrierte Intellektuelle, Teil X

Was bisher geschah

Unser Ich-Erzähler ist mit einer sozialen Umbruchssituation im Wohnheim konfrontiert. Die Sozialpädagogin der Einrichtung hat nach ausführlichen Gesprächen mit den Bewohnern einem Teil der hier Gestrandeten einen neuen Lebensweg verordnet. Für sie geht es in die ‚Welt da draußen‘, wenn auch auf abgefederte Weise. Sie sollen in betreute Wohngemeinschaften umziehen, um sich endgültig an ein Leben in einer Welt, die sie eigentlich nicht braucht, zu gewöhnen. Für den Protagonisten bedeutet das einen Einschnitt in seine gewohnten Sozialbeziehungen. Johann, die obstinate Sigrid und der ungeliebte Felix Rubin werden das Heim verlassen. Er selbst muss sich in den kommenden drei Monaten in Gruppensitzungen auf seinen Weg in ein neues Leben vorbereiten. Horst, Ingrid und Max teilen dieses Schicksal. Für Ingrid war diese Entscheidung eine Überraschung. Die Übernahme ihres Salons durch die Verwaltung hatte sie devot hingegenommen. ‚Belohnung‘ in Form eines baldigen Auszugs gab es keine. Für Christiane, Erna und Erwin gibt es keine Perspektive jenseits des Wohnheims. Frau Werinher hält sie für nicht ausreichend entwicklungsfähig. Im Fall von Erwin hatte sich dieses Urteil schon abgezeichnet. Er absolviert seine Lektorate nur noch unter Sonderbetreuung durch den geduldigen Horst. Noch ist unklar, wie die jeweiligen Bewohner mit ihrem ‚Urteil‘ umgehen werden. Für das alte Professoren-Genie Brixen bedeutete der ganze Vorgang einen Dämpfer seiner Selbstkonstruktion. Sein selbstbewusst angetragenes Angebot um Unterstützung beim Auswahlprozess – ein Vorgehen, das vor allem sein Selbstbild als ein herausragendes Mitglied der Gemeinschaft stützen sollte – wurde ohne größere Beschäftigung mit dieser Option von der Verwaltung gelangweilt abgelehnt.

3. Juli

Fast beiläufig geht mein Lektorat zu Ende („Rasen im Frühling. Über den Zusammenhang von Beschleunigungsverhalten im motorisierten Individualverkehr und Jahreszeit“). Ein Text, so langweilig wie im Titel versprochen. Trotzdem stellt das Ende dieser Zumutung fast eine Art Verlust dar. Es wird erst einmal keinen neuen Auftrag geben, um zeitliche Spielräume für die Gruppensitzungen zu schaffen, die mich auf ein Leben außerhalb des Wohnheims vorbereiten sollen. Fürchterlich. In vereinter Opferunion mit Mitbewohnern in meiner Persönlichkeitsstruktur und meinen Schwächen herumpopeln. Das Ganze auch noch Ernst nehmen und mit Würde und Engagement durchhalten. Es ist eine Frechheit. Die Zeit hier im Heim funktioniert heute vor allem deswegen, weil jeder im Umgang miteinander sich als einen Anderen darstellt. Jemanden, der sein Leben im Griff hat. Jemanden, der Perspektiven hat. Jemanden, der origineller und belesener ist, als die Anderen. Jemanden, der eigentlich keine Probleme hat und sich gar nicht so genau erklären kann, was ihn hierher gebracht hat (im Zweifelsfall ist irgendein ignoranter Bürokrat, das Universitätssystem oder die Gesellschaft insgesamt schuld – bei etwas traditionelleren Geistern auch schon mal der Kapitalismus an sich). Ohne unsere sorgsam stabilisierten Rollen wären wir verloren – ein Haufen problemorientierter Neurotiker, die nicht

einmal mehr erfüllte Existenz spielen. Es wäre noch weniger auszuhalten. Und jetzt gemeinschaftliches Fischen im Trüben – neue Selbstkonstruktionen aufbauen, die ‚draußen‘ funktionieren soll und zwar am besten in einer Intensität, dass man es am Ende selbst glaubt. Mir ist elend. Trotzdem habe ich für heute eine Abschlussfeier angesetzt. So sehr mich solche Veranstaltungen anstrengen, insbesondere, wenn man als Verursacher quasi die Verantwortung für das, was passiert übernehmen muss, so sehr möchte ich doch alle noch einmal sehen und sprechen, die demnächst das Wohnheim verlassen.

5. Juli

Vollkommener Zusammenbruch jedweder Initiative. Es mag mir einfach nicht gelingen bei der Initiierung sozialer Ereignisse Selbstwirksamkeit herzustellen. Die gestrige Abschlussfeier meines vorerst letzten Lektorats ist fürchterlich in die Hose gegangen. Mein Fehler. Ich hatte mich tatsächlich gefreut, all jene zu versammeln, die mich die letzten Jahre begleitet haben in der irrigen Annahme sie würden den Abend schon irgendwie schmeißen. Doch die Stimmung war von Anfang an fürchterlich. Alte soziale Muster und kommunikative Gewohnheiten schienen komplett zusammengebrochen. Ein zäher Start. Neuankömmlinge versorgten sich nach einer kurzen Begrüßung mit Bier und starrten die schlecht gestrichenen Wände an, als hätten sie die verblichenen Drucke noch nie gesehen, die die schlimmsten Schäden am Putz verdecken. Später: Sortierung entlang jener Einteilung, die Werinher über uns gebracht hat. Ich habe die Performanz dieser Urteile fatal unterschätzt. Es scheint, dass nur noch ‚Auszieher‘, ‚Gruppenphasler‘ und ‚Verurteilte‘ jeweils miteinander sprechen. Ausgiebiges Trinken. Ich habe dabei gelitten wie ein Hund und verzweifelt gehofft, dass die allgemein akzeptierte Konvention, sich diese Dynamik nicht einzugestehen und so zu tun wie immer über den ganzen Abend hält. Unmöglich bei dem Bierkonsum. Erna war schließlich diejenige, die aus der Position der Verurteilten heraus unflätig wurde. Traf auf dem Weg zu einem neuen Bier auf den vor Selbstbewusstsein platzenden Felix, der die ausführliche Darstellung seiner Pläne unangenehm berührt unterbrach. Beschimpfungen: ‚Aha – der Herr spricht nicht mehr, wenn die Aussätzigen vorbei kommen. Sind wir Dir nicht mehr gut genug? Könntest Dich mit Misserfolg anstecken?‘ Der überrumpelte Felix wiegelte ab, keifte in die Enge getrieben zurück. Sei schließlich nicht seine Schuld, dass sie ihr Leben gegen die Wand gefahren hätte usw. Bier wurde über Kleidungsstücke geschüttet, Geschrei. Mein Alptraum realisiert. Ostentativer Protestabgang der Verurteilten. Schweigendes Vertilgen des letzten Biers. Beschluss der Veranstaltung noch vor zwölf. Es ist offensichtlich vorbei. Die Strukturen des Heims in Trümmern.

Einzigste Neuigkeit, die mir am Anfang der Katastrophe übermittelt wurde, ist der frühe Auszug von Sigrid. Sie darf gleich Mitte Juli raus. Ein eindeutiger Hinweis darauf, dass die Verwaltung weiteren Ärger vermeiden will. Seitdem klar ist, dass sie gehen kann, ist sie sehr ruhig geworden. Sie hat jegliche Angriffe auf die Leitung eingestellt, sich sogar die Haare geschnitten. Es wirkt ein bisschen wie das Ende einer pubertären Revolte, einer Revolte, die über Stil und überzogene Vorwürfe läuft und sich durch eine strukturelle Änderung der Situation verwächst. Eigentlich schade. Es nimmt ihr ein bisschen von ihrer Authentizität, die ihr ihr Auftreten verliehen hat.

6. Juli

Morgen beginnen die Gruppensitzungen, die mich dazu befähigen sollen, in einer Wohngemeinschaft außerhalb des Heims zurecht zu kommen. Die Einteilung ist am schwarzen Brett angeschlagen. Ich teile mein Schicksal mit Horst, Ingrid und – Peter. War mir nicht klar, dass auch er es in die Gruppenphase geschafft hat. Werinher hat offensichtlich seine Leistungseinbrüche und sozialen Ausfälle ignoriert oder nicht mitbekommen. Ich bin nervös, will wieder nichts falsch machen. Dieses Gefühl ist aber weniger von dem Wunsch getrieben auch tatsächlich umziehen zu können – ich bin mir gar nicht sicher, ob ich das will – als mehr von meiner Konfliktaversion an sich. Erschwerend kommt hinzu, dass die Vorstellung von Gruppensitzungen, in denen man ‚sich öffnet‘ mit ein Graus ist. Was sieht man denn dann, wenn man sich öffnet? Das Nichts im Kern des Subjekts? Und wer sieht das dann? Frau Werinher? Welche Interpretation setzt sie an die Stelle des Nichts? Und muss ich dann versuchen dieser Interpretation zu entsprechen? Wir sind doch sowieso von der Welt verlassen! Was soll da individualpsychologisch noch zu machen sein?

7. Juli

Die erste Gruppensitzung ist vorüber. Wie zu erwarten standen am Anfang ein paar warme Worte von Frau Werinher. Es ginge hier um die Mobilisierung der eigenen Kompetenzen und Ressourcen. Aus diesem Grund wären regelmäßige kommunikative Übungen, bei denen wir uns gegenseitig unterstützen sollten, Teil der Sitzungen. Hier gehe es um spielerischen Umgang miteinander einerseits, aber auch um das vorbehaltlose Spiegeln der eigenen Empfindungen und Sichtweisen gegenüber den Anderen andererseits. Es wäre ebenfalls notwendig zu einem Punkt zu kommen, an dem die Reflexion seiner Selbst als Basis einer Entwicklung zum Besseren begriffen werden könne. Die Herausarbeitung der eigenen Problemfelder – aus ganz subjektiver Sicht – sei somit einer der Einstiegspunkte in den Prozess. Aus ihrer Sicht ist auch unabdingbar, dass wir uns nicht in intellektuelle Spiegelfechtereien begeben würden, sondern tatsächlich aufrichtig bei uns blieben.

Ich bin nicht gern bei mir und habe dafür auch Verständnis. Unmöglich mich Anderen oder mir selbst zuzumuten. Verdrängung ist auf dieser Basis unser aller Kernkompetenz. Warum sollen wir versuchen in das Zentrum unserer Selbst vorzustoßen, wenn dort alles zerstört ist? Kein Mensch bohrt ein Klärbecken an, nur um herauszufinden, ob sich in der Mitte ein alter Verlobungsring findet, wenn es ausgelaufen ist.

17. Juli

Gestern war die Abschiedfeier von Sigrid. Sie verlief nicht euphorisch, auch nicht sentimental, aber skandalfrei. Niemand scheint ihr wirklich zugewandt gewesen zu sein, aber alle mühen sich, das Format zu halten – Reden über die gemeinsame Zeit, viel Glück in der neuen Lebenssituation, Erfolgswünsche mit den Plänen für die Zukunft usw. Klingt alles so, wie es klingen soll. Keine Brüchigkeit, kein Herz scheint dabei. In gewisser Weise war Sigrid der Stachel in unserem Fleisch. Sie hat uns gegen unseren Willen in die Positionierung gerufen – für die meisten hier eine Horrorvorstellung. Ihr Zuspitzung der Konflikte mit der Verwaltung, ihr Aufruf diesen Weg mit ihr zu gehen war eine ständige

Verprobung des eigenen Muts, der eigenen Courage, verbunden mit den entsprechenden Momenten des Scheiterns. Sich wehren, zu Meinungen und Empfindungen stehen, sie konfliktuell austragen gehört nicht zu den Stärken der meisten Bewohner. Das Absurde dabei ist, dass die Entwicklung genau dieser Fähigkeit eine der Zielsetzungen unserer Gruppensitzungen ist und zwar genau genommen in einer entkernten, gespiegelten Weise. Wehre dich, stehe zu dir und deinen Bedürfnissen, dann wirst du als gleichwertiger Ansprechpartner und Teilnehmer am Spiel des Lebens angenommen, aber bitte mach keine grundsätzlichen Baustellen auf. Immer fair und sachlich auch mit dem größten Schwein. Immer Ich-Botschaften auch bei den strukturellsten Fatalitäten. Es ist das domestizierte Wehren im großen Teich der Anpassung. Der Abgrund der strukturellen Ablehnung darf nicht aufgehen, die Negation muss aufgehoben sein in einer Affirmation, die das grundlegende Goodfeeling nicht destruiert. Wir spielen Widerstand, wie spielen eigenständiges Subjekt. Sigrid kann dieses Spiel offensichtlich besser als wir dachten. Die Unerträglichkeit des Wohnheims ist nicht mehr ihr Problem, damit endet auch ihr Engagement.

Trotzdem sind alle neugierig, wann der erste Krach in ihrer WG seinen kommunikativen Weg hierher zurück findet. Es ist dann aber ein Krach, der nicht mehr das Problem von Brezner ist, sondern eines der Betreuer der neuen Wohngemeinschaft.

20. Juli

Laut Frau Werinher ist die Flucht in die intellektuelle Debatte in den Sitzungen ausgeprägter, als sie es sich am Anfang des Prozesses vorgestellt hätte – eine Tendenz, die nicht nur uns beträfe, sondern auch andere Gruppen. Sie hätte aus diesem Grund einen Vorschlag, quasi eine neue Regel im Umgang miteinander, die sie gerne ab Morgen einführen würde. Es ginge darum, Bücher derjenigen mitzubringen, die wir für die größten Schwätzer in der Philosophie bzw. den Sozialwissenschaften halten würden. Immer, wenn wir glauben, dass einer aus der Gruppe sich hinter allgemeinen intellektuellen Phrasen versteckt, um einer Auseinandersetzung auszuweichen, hätten wir die Freigabe, ihn oder sie mit dem Buch zu bewerfen. Aus diesem Grunde möchte sie uns auch bitten, uns bei unserer Wahl auf Taschenbücher zu beschränken, es ginge schließlich um den symbolischen Akt.

Werinher erhofft sich von diesem Vorgehen offensichtlich den Aufbau von wechselseitigem Druck gegen Ausweichbewegungen, die einige von uns nur zu gut beherrschen. Genau genommen sind diese Art kommunikativer Figuren, die Fähigkeit, ein Gespräch zu Dezentrieren, eine der Kompetenzen, die quasi implizit im Rahmen unserer früheren Tätigkeiten mit aufgebaut wurde. Schwer zu sagen, wie tief dieses Vorgehen schon Teil der jeweiligen Subjektivität geworden ist. In gewisser Weise ist die Tatsache, dass diese Praktiken den meisten von uns nicht bruchlos von der Hand gehen ein Treiber für unser Scheitern in der realen Welt – dort ist es schlicht die Basissozialtechnik des universitären Betriebs und der Forschung.

Ingrid wählt bei den gruppendynamischen Spielchen, die uns unsere Sozialpädagogen gemäß ihrer Ausbildung präsentiert, einen anderen Weg. Während die meisten von uns tatsächlich das Allgemeine dem persönlichen Besonderen beim ‚drüber reden‘ vorziehen, macht sie ganz offensiv zu. Der Zorn über die Ungerechtigkeit hier gelandet zu sein setzt sie in überaus unterhaltsame Destruktivität um.

Fragen führen zu Gegenfragen, Angebote sich den eigenen Strukturen über Imaginationsreisen oder bildliche Darstellungen zu nähern, bügelt sie im Normalfall mit dem Hinweis ab, dazu falle ihr nichts ein. Aus ihrer Sicht gibt es nichts zu klären oder zu lernen – ihre Anwesenheit eine Fehleinschätzung. Sie möchte die Zeit lieber an ihrem musikalischen Projekt verbringen. Außerdem schwänzt sie die Museumsdienste, wie mir Horst im Anschluss an eine Sitzung steckt. Ich schlage mich, glaube ich, ganz gut, bin total aufgeschlossen und mache alles mit. Mein ausgeprägter Instinkt zu spüren, was gewünscht wird, hilft mir unauffällig zu bleiben und therapeutisch interessante, aber behandelbare Problemstrukturen darzustellen.

25. Juli

Ich bin im Speisesaal versehentlich am Tisch von Brixen gelandet. Es hat mich nicht einmal besonders gestört. Er ist tatsächlich beleidigt. Die Zurückweisung seines von Selbstüberschätzung triefenden Engagements im Rahmen der Bewohnerselektion hat ihm offensichtlich einen psychischen Schlag verpasst, der die Panzerung eines gestandenen emeritierten Professors zumindest partiell durchschlagen hat. Ein echter Zusammenbruch ist aber nicht zu spüren. Eher Trotz. Er werde sich jetzt mehr auf seine eigenen Themen konzentrieren, wenn seine Teilnahme an der sozialen Entwicklung des Heims so gar nicht geschätzt werde. Es seien schließlich noch Forschungslücken in seinem Lebenswerk zu schließen, die er – in Sinne der Gemeinschaft – in den letzten 12 Monaten zurückgestellt hätte. Sein Verleger sei sowieso schon unruhig und es sei Zeit dessen Drängen nachzugeben. Ob er unter diesen Umständen noch die Zeit fände, sich um den kommenden Wohnheimreader zu kümmern, das sei einmal dahin gestellt.

Ich traue mich nicht den gewöhnlich gut informierten Johann zu befragen, ob dieser Verlag wirklich existiert und noch ernsthaft auf Brixen setzt. Zu gern hätte ich auch einmal ein Kleinod für Lästerstunden in die Hand bekommen. Der kommende Auszug hat alle Vertrautheit zerstört und verhindert den anzüglichen Tratsch mit dem bald Gehenden.

2. August

Christiane ist kaum noch zu sehen. Die soziale Trennung, die meine Abschlussfeier so fatal zerlegt hat, bildet sich auch im täglichen Umgang miteinander im Speisesaal ab. Es haben sich Tische gebildet, an denen sich die Hoffnungslosen sammeln. Es geht hier offensichtlich weniger um gemeinsame Gespräche, als mehr darum, dass in diesen Runden genau solche nicht eingefordert werden.

5. August

Die wehrhafte Erna marschiert. Sie lässt das Urteil von Werinher für sich nicht gelten. Als erstes hat sie formalen Einspruch gegen das Gutachten der Sozialpädagogin eingelegt. Auch Brezners Belehrung ihr gegenüber, dass es sich bei diesem Dokument nicht um einen formalen Rechtsbescheid handle, gegen den Einspruchsmöglichkeiten bestünden, hindert sie nicht daran, den Kampf aufzunehmen. Sie droht mit Presse, mit dem Platzieren eines Rührstücks nach dem Motto ‚gebildete Frau Mitte Vierzig - kein Platz mehr in der Gesellschaft?‘. Auch der Hinweis, dass sich kaum eine Publikation für so eine

Story finden würde – außer der örtlichen Obdachlosenzeitschrift – rührt sie wenig. Horst hat mir von diesen Vorkommnissen erzählt. Es ist mir nicht ganz klar, wie dieser ruhige und zurückhaltende Mensch an solche Informationen kommt. Ich habe kaum noch Kontakte zu den Bleibern.

Erna findet man indessen immer öfter im Medienraum, wo sie schwungvoll-aggressiv E-Mails in die Rechner hackt, ab und zu über den leeren Posteingang fluchend. Am Tisch der Gescheiterten ist sie damit nicht wirklich gut gelitten. Ihr Beharren auf Revision stellt eine Störung da, einen Hinweis auf einen möglichen anderen Weg, den man selbst nicht beschreiten will und dessen erfolgloses Ende man fürchtet.

Es ist ein erschreckendes Phänomen, dass die Veränderung, die uns von Außen aufgezwungen wird, bei einigen dazu führt, dass sie jetzt scheinbar wissen, was sie wollen bzw. nicht wollen. Quasi der Wille als Spiegelbild der Zumutungen von Außen. Das Urteil Werinhers hat bei mir nichts ausgelöst außer Entsetzen über den massiven Zerfall des gewohnten sozialen Gefüges. Die Einordnung in der Warteschlange spiegelt meine eigene Positionslosigkeit gegenüber einem möglichen Auszug.

10. August

Ich habe Christian angerufen. Auf Anregung unserer Therapeutin. Quasi Mittel zum spielerischen Aufbau meiner sozialen Kompetenz. Wenn Demut an der Grenze zur Selbstaufgabe mir noch auf irgendeine Weise Probleme bereiten würde, hätte ich das Telefonat nicht so ohne weiteres zustande gebracht. Ich habe die Tatsache, dass er sich so bereitwillig als Beurteiler meiner Sozialfähigkeit hergegeben hat, bisher weder vergessen, noch verziehen. Nur: irgendwie ist es egal. Er zumindest freut sich über einen Anruf, von dem ich eigentlich nicht weiß worauf er abzielt. Dementsprechend landen wir schnell bei einem ‚wir müssen uns mal wieder sehen‘, einer Phrase, die ich eher mit dem unverbindlichen Ende der Konversation verbinde, als mit irgendeiner Art von anschlussfähigem Angebot. Irrtum. Erfreut nagelt er mich auf ein Treffen auf einen Kaffee fest – extern, in der Stadt! Schließlich freue er sich, dass sich mir jetzt Perspektiven eröffnen, in die Welt zurückzukehren. Ich find's auch super. Klar, tolle Aussicht. Freue mich auf's Pläneschmieden an einem Sonntagnachmittag. Mehrere Stunden über meine Zukunft reden, als wäre es die von Kalle Müller. Klar, er will mir helfen. Aber allein diese Positionierung in unserem Verhältnis ist schon demütigend. Der Mann mit dem integrierten, aber komplett uninteressanten Leben möchte mich stützen auf dem Weg zurück in einen Lebensvollzug, der vielleicht ihn glücklich gemacht hat. Grauenvoll. Ich weiß jetzt schon, dass ich in devot-dankbarer Haltung aufmerksam seiner Sicht der Dinge lauschen werde und am Ende versprechen, dass ich mir seine Ratschläge und Einschätzungen zu Herzen nehmen werde.

12. August

Erwin fällt im Moment durch recht desolate Auftritte auf, die fast immer mit einer Aura säuerlichen Alkoholgeruchs verbunden sind. Er trinkt wieder, behauptet aber das sei Strategie. Recherchen seinerseits hätten ergeben, dass die Resozialisierungsprogramme für Alkoholiker besser und einfacher zu bekommen seien, als für arbeitsunfähige Intellektuelle. Ein risikoreicher Weg des Selbstbetrugs. Nicht nur, dass die Chance eines kompletten Zusammenbruchs besteht, auch die Sozialprognose muss

stimmen, damit Erwin sein Ziel erreicht. Ohne Chancen auf Einnahmen aus abhängiger Arbeit für die zersausten Sozialkassen wird kein Geld für Therapien locker gemacht. Ganz davon abgesehen, dass er nicht therapiert werden will, sondern nur besser wohnen.

14. August

Ich bin inzwischen ziemlich gut im Ausleben meines zu therapierenden Ichs. Ausgehend von den Kernpunkten des Sozialberichts, den Werinher für mich erstellt hat, bringe ich stockend-zerbrochen Aspekte der Motive vor, die sie entdeckt zu haben glaubt: geringe Flexibilität, Probleme im Umgang mit Konflikten und – neu und von mir – Hang zur Verantwortungsverlagerung auf Andere. Ich kann da vermeintlich total tief reingehen – und bei Werinher mit dem evidenten Bemühen an mir zu arbeiten anscheinend punkten. Die verstockte Ingrid, die an ihrem Kurs bis dato nichts geändert hat und damit wahrscheinlich eine Verlängerung im Wohnheim zieht, habe ich damit offensichtlich beeindruckt. Sie hält mich inzwischen ernsthaft für sensibel. In der Hinsicht hätte ich ihr mehr zugetraut. Peter hat da einen klareren Blick und zollt mir eher Respekt für meine Show.

16. August

Gestern war das Auszugsfest von Felix Rubin. Der erste Versuch von Sigrid dieses neue soziale Format mit glamourösen Inhalten zu füllen, kann man getrost als gescheitert einstufen – eine gute Basis für unseren Narzissten zu glänzen. Ich bin nicht hingegangen und habe damit ein ungeschriebenes Gesetz gebrochen. Der offene Affront ist verpönt. Man stichelt, man kritzelt an Fähigkeiten und Verhalten, man zerlegt die intellektuellen Leistungen der Bewohner. Aber man wendet sich nicht offensiv ab. Das ermöglicht die Auseinandersetzung. Unangenehm und unerwünscht. Ich bin aber stolz auf mich. Eine Übung in Sachen Abgrenzung. Ein billiger Sieg. Felix hat heute seine Sachen gepackt und ich muss ihm nicht mehr unter die Augen treten. Kein beleidigter Blick, keine unangenehme Stille. Ich muss nichts aushalten für meinen Wagemut.

Horst hat mich mittags kurz auf Stand gebracht. Felix hat offensichtlich richtig Energie in seine letzte Inszenierung gesteckt. Der – relativ gesehen – schönste Gemeinschaftsraum, Markenalkoholika. Sogar eine kurze Ansprache von Brezner hatte er organisiert. Der hatte natürlich aufmunternd-huldvolles in der Hinterhand. Von wegen ein erhebendes Gefühl den Weg zurück ins Leben zu begleiten, ein großer Tag für die Einrichtung, viel Glück bei den weiteren Plänen usw. Dann noch eine Stunde Felix selbst – verlogene Würdigungen der Bewohner und großer Dank an eine Einrichtung, die er in seiner Zeit hier genauso gehasst hat, wie alle anderen. Er werde darüber hinaus die Wissenschaft weiter durch seine präzisen Lektorate und eigene Arbeiten bereichern. Mir reicht die Schilderung um zu wissen, dass ich die richtige Entscheidung getroffen habe. Vom verpassten Markensekt einmal abgesehen.

20. August

Ich bin wieder gut angekommen. Zwischenzeitlich war ich mir in dieser Hinsicht nicht mehr sicher. Ich habe meinen Nachmittagskaffee mit Christian eingelöst, in den ich so unglücklich durch mein Telefonat geschlittert bin. Traumatische Visionen im Vorfeld: Schönstes Augustwetter, vollkommen elender

Aufbruch, Schweißausbrüche, Hirnrasen. Am Ende verfügt das Etablissement über einen Außenbereich auf dessen Nutzung Christian besteht. Entspannte Menschen, die ihren Sonntag zur Pflege ihrer Sozialität nutzen, einer wattig eingebetteten Erholung frönen und versonnen vorbeischlurfende Menschen beobachten. Wir mittendrin, nur ich nicht wirklich dabei. Ein eifriger Christian, ich überfordert von den sozialen Ritualen eines Cafés und unfähig Christian mehr entgegenzusetzen als leeres Interesse. Mir war schon schlecht, schon bevor ich die Straßenbahn erreichte, bewaffnet mit Plänen aller Linien, die auch nur annähernd zwischen Wohnheim und Etablissement eine Hilfe darstellen könnten. Trotzdem falsch umgestiegen und aufgelöstes Ankommen bei einem neugierigen Christian. Alle Befürchtungen treffen dann ein. Ein grauenvoller Nachmittag nimmt seinen Lauf. Ich nehme die Bemühungen meines Freundes durch den alles durchflutenden Sozialstress kaum wahr, bin froh, als ich mich zu einem Abbruch durchringen kann, der nur schlecht durch einen Hinweis auf einen verdorbenen Magen kaschiert ist. Erfolgreicher Rückweg durch den Nahverkehrsdschungel. Langsames Abklingen der Panik.

30. August

Johann ist ausgezogen. Gestern war das Abschiedsfest. Ich konnte nicht hingehen. Zu groß die Gefahr die Contenance zu verlieren. Fieses Trinken alleine.

3. September

Erwin war heute nicht beim Mittagessen. Horst weiß mehr. Sein Konzept der Flucht über Alkoholisierung hat ihn auf die Entgiftungsstation des Kreiskrankenhauses geführt. Einweisung durch einen schimpfenden Huber, unseren Wohnheimarzt. Die Rückkehr ins Heim ist garantiert. Lesart Betriebsunfall. Wir werden uns kommende Woche auf die Reise zu einem Besuch machen.

8. September

Besuch bei Erwin im Kreiskrankenhaus. Er wirkt ganz aufgeräumt. Noch weiß er nicht, dass sein Wohnheimleben weiter gehen wird wie bisher. Nicht einmal der durch und durch seriöse Horst schafft es, ihm diese Nachricht nahe zu bringen. Wir sind uns unausgesprochen einig: dafür sind die bezahlten Schergen des Heims zuständig.

17. September

Das Leben im entkernten Wohnheim ist eingebettet in ruhige Melancholie. Brixen ist tatsächlich wenig zu sehen – zumindest das passt zu seiner trotzigen Ankündigung die Wissenschaft auf seine alten Tage noch einmal zu revolutionieren. Seine wenigen Tiraden am Mittagstisch beschränken sich auf allgemeine Bemerkungen zum geradezu jämmerlichen Zustand der Wissenschaften.

Christiane hat eine unheimliche Konstanz in Sachen Pflichterfüllung entwickelt. Man hört nichts Schlechtes über die Lektorate. Immer pünktlich im Museum. Quasi Mitarbeiterin nach dem Scheitern der proletarischen Revolution. Kein Weg hier raus, keine Kraft zur Subversion, Angst vor dem Nichtfunktionieren.

25. September

Achsenzeit in der Gruppe. Werinher kündigt an, Anfang Oktober – nach drei Monaten Arbeit mit uns – das weitere Vorgehen mit jedem einzeln durchzugehen. Es wird wieder Einzeltermine geben, nach einer Abschlussveranstaltung am 4. Oktober. Den restlichen Tag haben wir frei. Ich betrinke mich ein bisschen und freue mich an meinem Alkoholgestank in der Abendschicht im Museum.

Sonnenschirm

Horst Freiseisen ist Sonnenschirmbestatter. Ein Saisongeschäft. Wie Biergartenwirt – nur schlimmer. Die Hauptzeiten sind streng begrenzt. Eigentlich läuft jenseits von September-November gar nichts. Nur Ausnahmefälle, quasi Ergebnisse von Kleinkatastrophen. Ein Biergartenbrand hier, Sturmschäden dort. So was kann auch im Juli passieren. Aber ist nicht nur selten, sondern auch stimmungsmäßig ein Problem. Die Leute sind nicht gut drauf, wenn der Verlust sie so plötzlich trifft, ihr Schirm also quasi mitten aus dem Leben gerissen wird. Eine ungeplante Exposition gegenüber dem Sonnenlicht, ein Loch entsteht inmitten der täglichen Praxis des Sommers, also mehr die Kategorie unfair. Die Beerdigungen des Herbstes haben dagegen eine gewisse Größe. Sie sind Ergebnis eines Entscheidungsprozesses, meist mit ausgiebiger Vorlaufzeit, in der Besitzer und Schirm ihren Weg gefunden haben, eine oft jahrelange Beziehung zu beenden. Eine Beziehung, die der Nutzer einfach nicht mehr über den nächsten Winter tragen will – traditionell eine prekäre Zeit für Sonnenschirme. Hier zeigt sich ihr aktueller Wert in geradezu brutaler Direktheit. Quasi gespiegelt an Lagerplatz und Schutzhülle. Manchmal besteht kaum die Bereitschaft für einen Abschied in Würde noch einmal Geld in die Hand zu nehmen. Meistens gelingt es dann aber doch noch ein bisschen was rauszuholen. Die ‚was sollen denn die Nachbarn denken‘-Schiene zieht nach wie vor besser, als man in diesen Zeiten eigentlich glauben möchte. Ein schickes Sonnenschirmgrab, ein paar Trauergäste, eine schöne Zeremonie bieten einiges an sozialer Repräsentation – ein unterschätztes Thema.

Horst macht den Job gern. Er führt die traditionsreichste Agentur am Platz – ja, Agentur, nicht Institut. Hier werden Abschiede gemanaged. Das Ende einer Beziehung als Event. So sieht es zumindest der Flyer, den ein Freund für Horsts Geschäft gestaltet hat. Er selbst ist weniger marketingorientiert, mehr Bestatter mit Leib und Seele. Das erhebende Gefühl, wenn der Zerlegungsmeister huldvoll im schwarzen Frack auf den Schirm zutritt. Unter Umständen gibt es Musik, in seltenen Fällen sogar eine Livekapelle. Es ist zu spüren, wie die Situation auch diejenigen ergreift, die eigentlich cool bleiben wollten – geh ich halt schnell auf die Beerdigung, kein Problem; ist ja nur der Sonnenschirm vom Franz. All das ist dann nicht mehr zu halten, die Augen werden feucht. Vor allem bei der Demontage – gekonnt, mit formvollendeten Handbewegungen gibt der Zerlegungsmeister den Verwertungsboxen, was das ihre ist – Textil, Kunststoff, Holz und Metall. Das leise Summen der Schredder während der Übergabe des Herstellerschildchens in die Begräbnisbox. Eine kurze Rede – Erinnerung an die gemeinsame Zeit, der Blick nach vorne – die Aufforderung an die Anwesenden die letzten Jahre für sich selbst noch einmal Revue passieren zu lassen – noch mehr Ergriffenheit. Schweigendes Eingraben der Begräbnisbox. Dazu vielleicht Musik. Leichenschmaus in einer der nahe gelegenen Gaststätten. Horst liebt es – kein Job könnte besser sein, wäre da nicht diese wirtschaftliche Unsicherheit. Neun von

zwölf Monaten schufteten auf dem Recyclinghof zusammen mit seinem Zerlegungsmeister. Würdelose Entsorgungsgeschäftigkeit, Wegwerfen von Dingen, die Begleiter waren – eine grausige Tätigkeit. Manchmal – und das sind die schlimmsten Momente – kommt sogar ein Sonnenschirm auf dem Hof an. Einfach mit Schwung in den Sperrmüllcontainer. Es gibt offensichtlich Menschen ohne den geringsten Anstand und Horst hat den Eindruck, es werden immer mehr.

Rezensionen

Christoph Türcke – Philosophie des Traums, München, C. H. Beck Verlag 2008

Der Traum ist mehr als bloße Wunscherfüllung. Christoph Türcke über die Geburt des Menschen aus dem Schrecktraum

Wohl unvergesslich ist jene Bildsequenz aus Stanley Kubricks ‚2001: Odyssee im Weltraum‘, in der der gerade erwachte Homo faber sein Werkzeug gen Himmel schleudert und die Kamera in Zeitlupe dem Flug des Knochens bis zum Umkehrpunkt seiner Flugbahn folgt. Musikalisch eindrucksvoll untermalt durch Richard Strauss' Einleitung zu ‚Also Sprach Zarathustra‘ wird die altsteinzeitliche Geburt des Menschen gezeigt. Der Mensch ist nun kein Tier mehr, er ist Jäger und Sammler.

So eindrucksvoll Kubricks Bild aber auch sein mag, dramaturgisch gesehen ist es falsch. Nicht der Gebrauch von Knochen und Steinen als Werkzeug oder Waffe macht den revolutionären Übergang des Affen zum Homo sapiens aus; vielmehr ist es die Erfindung von Bedeutung.

Natürlich ist bereits mit dem Gebrauch von Geröllwerkzeugen rund um den ostafrikanischen Turkana-see vor rund 2, 5 Mio. Jahren eine enorme Verschiebung und Verdichtung von Triebenergie verbunden: Zuerst ein Werkzeug zubereiten, um dann mit seiner Hilfe Nahrung zu bereiten und bei der ersten Zubereitung länger verweilen als bei der zweiten bedeutet ohne Zweifel eine revolutionäre Umwälzung im Triebhaushalt der Natur: Mit ihr begann eine Selbstzähmung, wie sie in der Naturgeschichte noch nicht vorgekommen war; eine ungeheuerliche Einübung von Triebaufschub, Ausdauer und Geduld.

Der Mensch als Riss in der Ordnung der Dinge

Aber die Verschiebung von der Mittel- zur Zeichenproduktion bezeichnet die Menschwerdung im eigentlichen Sinne. Abzulesen ist sie an Gräbern und Bestattungsriten. Denn wer Angehörige bestattet, verscharrt sie nicht nur, sondern bettet sie in einen eigens dafür hergerichteten Raum, der von nun an nicht mehr angetastet werden darf. Es ist ein feierlicher Akt. Und etwas zelebrieren heißt, auf etwas verweisen, etwas bedeuten, wenn auch noch unklar bleibt, auf was.

Großes Hirnvolumen, manuelle Geschicklichkeit und die Disposition zu Triebaufschub stellen also noch nicht jene sapientia dar, die den Homo nun auszeichnen soll. Warum begnügen sich Altsteinzeithominiden nicht einfach damit, durch Wälder und Savannen zu streifen, Faustkeile herzustellen und Feuer zu machen, um sich gleichermaßen von Pflanzen und Tieren zu ernähren? Warum fangen sie auf einmal an jene Beharrlichkeit und Geduld, die sie auf das Herstellen von Steinwerkzeugen verwendet haben, auf Dinge zu verwenden, die nicht essbar sind, sondern lediglich etwas bedeuten sollen? Warum machen sie solche Dinge zu ihrem Lebensmittelpunkt und umgeben sie mit festen Ritualen? Was

in aller Welt hat sie dazu gebracht, der Natur eine Bedeutung zu geben? Wir wissen es nicht! Niemand war dabei!

Nur eines lässt sich mit Bestimmtheit sagen: kein triebgesteuertes Wesen tut das freiwillig, sondern nur unter äußerstem Druck! Zwar verband sich beim Homo sapiens das ungewöhnlich große Gehirn mit gut funktionierenden Greiforganen und eine bestimmte Konstellation von Kehlkopf und Stimmbändern gestattete es ihm, Laute zu modellieren und zu modulieren. Aber das sind nur die unerlässlichen physischen Voraussetzungen dafür, der Natur Bedeutung zu verleihen, erklärt aber nicht, wie es dazu kam. Diese Erklärungslücke ist zwar niemals zu schließen, jedoch lassen sich Bedingungen benennen, ohne die sich die Sphäre der Bedeutung niemals hätte auf tun können.⁹

Die entscheidende von ihnen ist der traumatische Wiederholungszwang. Er ist kein Prinzip. Kultur war nie sein Ziel. War er doch bloßer Reflex, eine besondere Art der Reizflucht, ohne höhere Absicht. Worum es ging, war dort den Reiz zu fliehen, wo man sich ihm durch Ortsveränderung nicht hatte entziehen können. Weil sich der traumatische Reiz nicht in der Spur bereits gezogener Reizfluchtbahnen und Wahrnehmungsweisen bewegt, muss er nachverarbeitet werden. Die Angst muss nachgeholt werden, um verarbeitet werden zu können. Eine Kehrtwende setzt ein, ja eine Flucht nach vorn, wie es sie in der Natur noch nicht gegeben hat: Man fügt sich Furchtbares zu, um Furchtbares loszuwerden. Der psychoanalytische Fachausdruck dafür lautet: traumatischer Wiederholungszwang. Etwas nicht mehr Vorhandenes wird auf nicht bestimmte Zeit wieder gegenwärtig gemacht, um damit fertig zu werden. Erleben von Anwesendem geht in das Erleben von Abwesendem über, Wiedererkennen in Vorstellen und Erinnern.¹⁰

Zweifelsohne ist der Mensch also ein Riss in der Ordnung der Dinge. Aber mitnichten ein Riss, der erst vor zweihundert Jahren stattgefunden hat, sondern vielmehr vor 200.000. Wer sich dabei mentalarchäologisch dem Bodensatz bzw. den Primärprozessen unseres Denkens nähern möchte, kommt nicht umhin, sich jener ‚primitiven Denktätigkeit‘ zu widmen, die für Sigmund Freud das Träumen darstellt.¹¹ Denn nirgends zeigt sich Denken in so primitiver Verfassung wie im Traum, selbst im 21. Jahrhundert.

Daran knüpft Christoph Türcke in seiner ‚Philosophie des Traums‘ an. Für ihn ist der traumatische Wiederholungszwang das ‚alternativlose Nadelöhr‘ zur Kultur.¹² Sind für ihn doch alle Rituale, Sitten, Grammatiken, Gesetze und Institutionen Niederschläge eines traumatischen Wiederholungszwangs, der die Altsteinzeit in uns fortwährend präsent hält. Wer ihn begreifen will, muss zunächst begreifen, was Träumen ist. Denn erst wer begriffen hat, was Träumen ist, wird begreifen, was Denken ist.

Kulturentwicklung und Wunscherfüllung

Bereits Nietzsche teilte die Vermutung, dass Traumvorstellungen Zustände früherer Menschheit wiederholen: ‚Im Schlaf und Traum machen wir das Pensum früheren Menschthums noch einmal

⁹ Vgl. Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, Einleitung.

¹⁰ Vgl. Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 125.

¹¹ Vgl. Sigmund Freud: Die Traumdeutung, Frankfurt am Main 1991 (1900), S. 539.

¹² Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 234.

durch', schreibt er in ‚Menschliches, Allzumenschliches‘. ‚Der Traum bringt uns in ferne Zustände der menschlichen Cultur wieder zurück und giebt ein Mittel an die Hand, sie besser zu verstehen‘. Wie jetzt noch der Mensch im Traume schließt, so schloss die Menschheit auch im Wachen viele Jahrtausende, heißt es dort weiter.¹³ Aber wie ist das zu verstehen? Was bedeutet jenes Schließen, von dem Nietzsche an dieser Stelle spricht?

Den Schlüssel für das Verständnis dieser Stelle bildet die Traumtheorie Freuds. Seine große Entdeckung war, dass das, was wir im Traum erleben und ins Wachbewusstsein hinüberretten, bloß der ‚manifeste Trauminhalt‘ ist. Entscheidend aber ist, was dahinter vorgeht, das Motiv bzw. der ‚latente Traumgedanke‘. Indem Freud einen manifesten Trauminhalt von einem latenten unterscheidet, kommt er, wie er sagt, zwei ‚Werkmeistern‘ des Traums auf die Spur¹⁴: Verdichtung und Verschiebung. Sie sind es, die für Freud das Geheimnis der Traumarbeit enthalten und damit der Arbeit, die im Traum selbst geleistet wird.

Ihr Zweck ist die Wunscherfüllung. Das Wesen des Traumes, so Freud, besteht in der Wunscherfüllung, mag die Wunscherfüllung in ihm auch bis zur Unkenntlichkeit verkleidet sein. ‚Der Traum ist die (verkleidete) Erfüllung eines (unterdrückten, verdrängten) Wunsches‘, heißt es lapidar in der Traumdeutung.¹⁵ Auch wenn nämlich der Traum den Charakter der Wunscherfüllung nicht erkennen lässt, wie z.B. im Falle von Angst- oder Unlustträumen, so heißt das noch lange nicht, dass der Wunsch nicht trotzdem die Traumbühne betritt und zwar in entstellter, soll heißen zensierter Form.

Was damit ins Zentrum der Freudschen Traumtheorie rückt, ist die ‚Tatsache der Traumentstellung‘.¹⁶ Der Vorgang lässt sich mit einem illegalen Grenzübertritt vergleichen¹⁷: Da ist ein lichtscheuer Geselle namens Motiv oder Wunsch, der über die Grenze will. Der Zöllner bzw. Zensor lässt ihn aber nicht durch. Aber zwei Schlepper treten auf den Plan: Verschiebung und Verdichtung. Sie verschaffen dem Wunsch erst die Verkleidung, in der er durch den Zoll schlüpfen kann. Indem nämlich die Verdichtungsarbeit Mischgebilde produziert, indem sie Ideen, Orte und Personen zusammenwirft, kaschiert sie den unbewussten Wunsch. Die Verschiebungsarbeit sorgt hingegen dafür, dass der eigentliche Inhalt des Traums gar nicht in ihm vertreten ist.

Die Umkehrung im Opferritual

Für Christoph Türcke ist diese Schlepperbande nun aber nicht nur Bildner des Traums, sondern des menschlichen Denkens und der Kultur überhaupt. Verdichtung und Verschiebung öffnen die Schleusen zu jener halluzinatorischen Vorzeit, von der wir nur noch jenen Traum genannten Rückstand erleben. Aber dieser Rückstand lässt erahnen, was Halluzinationen einst waren: Schutzmaßnahmen.¹⁸ Sie eröffnen einen imaginären Raum, worin man den Reizen der Außenwelt nicht vollständig ausgeliefert ist. Äußere Reize werden nach innen verschoben und dabei verschieben sie sich ineinander und verdichten sich zu signifikanten Eindrücken, Bildern und Symbolen.

¹³ Friedrich Nietzsche: Menschliches, Allzumenschliches, Kritische Studienausgabe Band 2, München 1999 (1878/1886), S. 32 und 33.

¹⁴ Vgl. Sigmund Freud: Die Traumdeutung, Frankfurt am Main 1991 (1900), S. 307.

¹⁵ Sigmund Freud: Die Traumdeutung, Frankfurt am Main 1991 (1900), S. 137.

¹⁶ Sigmund Freud: Die Traumdeutung, Frankfurt am Main 1991 (1900), S. 147ff und 173.

¹⁷ Vgl. Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 41.

¹⁸ Vgl. Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 30.

Damit sich aber der Generalverdacht bestätigt, Verdichtung und Verschiebung seien nichts Geringeres als das Geheimnis der Denkbildung, Kultur und Menschwerdung, muss vor allem ein Phänomen aufgeklärt werden, dem Freud nur am Rande Beachtung schenkte: Die Umkehrung.¹⁹ Erst sie erkennt die Autonomie von Träumen an, welche Schockerlebnisse und traumatische Situationen wiederholen.²⁰

Auf den ersten Blick erscheint diese Wiederholung unlogisch: Ein traumatischer Schock ist etwas Furchtbares, so dass es absurd erscheinen mag, ihn noch einmal zu durchleben. Aber dort wo die Kraft der Verdrängung versagt, gibt es nur eins: den Schrecken so lange wiederholen, bis er erträglich wird. Die nachträgliche Angstentwicklung im Schrecktraum ist ein nervlicher Kunstgriff um den Schrecken unschädlich zu machen. ‚Die wiederholte Bejahung des Schreckens geschieht um seiner Verneinung willen‘, schreibt Türcke.²¹

Nur einer Spezies gelang jener einzigartige Kunstgriff, sich nachträglich gegen etwas, wovor man nicht hatte fliehen können, einen Schutz aufzubauen, indem man eine imaginäre Flucht veranstaltet und zwar eine Flucht in die Gegenrichtung: nicht vom Schrecken fort, sondern genau dorthin, wo er zuge schlagen hat, ins eigene Nervenzentrum, also ins Innere. Traumatischer Wiederholungszwang ist eine Elementarform des Insichgehens: sich selbst noch einmal das antun, was einen von außen überkam.

Das frühsteinzeitliche Opferritual ist für Türcke dabei das klare kulturanthropologische Indiz dafür, dass am Anfang aller menschlichen Sinnggebung ein ungeheurer Widersinn steht. Im Menschenopfer befällt die Hominidenhorde noch einmal sich selbst, um dem Gott, dem Kriegsgegner, der Krankheit oder der Natur nachträglich ihren Schrecken zu nehmen. Das Ritual ist nichts anderes als der in Form gebrachte traumatische Wiederholungszwang. Ritual kommt vom altindischen ‚ṛta‘, was soviel heißt wie, da ist Sicherheit, da ist alles in Ordnung. Auch das altgriechische Verb ‚rezein‘ zeugt von diesem Sachverhalt. Es meint Opfer darbringen genauso wie Handeln, Tätigsein. Das Opfer ist nichts Geringeres als die zentrale Handlung der Menschheit und alle Rituale sind Abkömmlinge des Opferrituals. Auf dem Boden der rituellen Einmütigkeit wird die Mannigfaltigkeit des Schreckens heruntergebrochen, zu einem einzigen verdichtet und in einen einzigen rituellen Raum verschoben.

‚Die Geschichte der Zivilisation ist die Geschichte der Introversion des Opfers‘, heißt es in der ‚Dialektik der Aufklärung‘.²² Aber das Opfer ist bereits Introversion; es ist bereits das Hineinziehen und Hineinverdichten in einen rituellen Schutz- und Schonraum, wie Türcke sagt.²³ Die Umkehrung des Schreckens ist demnach der erste Angelpunkt der Menschheit. Verdichtung und Verschiebung sind Manifestationen der Umkehrung des Schreckens in sein Gegenteil durch Wiederholung. Und damit beginnt das unerhört Neue in der Naturgeschichte: der große Prozess der Verinnerlichung.²⁴

Die Verinnerlichung in der Umkehr

Verinnerlichung fängt also äußerlich an, und zwar in einem Akt der Zusammenballung des Schreckens in einem Schonraum. In ihm gibt sich das Hominidenkollektiv eine Vorstellung vom Schrecken der

¹⁹ Vgl. Sigmund Freud: Die Traumdeutung, Frankfurt am Main 1991 (1900), S. 324.

²⁰ Hans-Martin Lohmann: Sigmund Freud, Hamburg 2002, S. 25.

²¹ Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 59.

²² Max Horkheimer / Theodor Adorno: Dialektik der Aufklärung, Frankfurt am Main 1988 (1944), S. 62.

²³ Vgl. Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 64.

²⁴ Vgl. Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 63.

Natur. Die Vorstellung ist somit von Beginn an etwas Halluzinatorisches wie auch Performatives. Vergegenwärtigen heißt nämlich etwas Abwesendes anwesend machen. Abwesendes ist dabei eine bestimmte Sorte von Vergangenheit, nämlich eine, die nicht aufhört zu peinigen. Seine Vergegenwärtigung dient dazu, es überhaupt erst zur Vergangenheit zu machen.

Insofern ist Repräsentation ursprünglich eine kollektive Notwehr. Denn die exemplarische Tötung verdichtet und verschiebt den Schrecken in einen Schonraum, drängt ihn in einer geballten Aktion zusammen und stellt ihn darin dar, macht ihn greifbar. Rituelle Tötung ist die Urszene schlechthin. Sie verbildlicht den Schrecken. ‚Die Urfunktion des Bildes ist die Verbildlichung des Unbildlichen, die Darstellung des Undarstellbaren, die Fassbarmachung des Unfassbaren‘, schreibt Türcke.²⁵ Und genau das meint Repräsentation.

Indem also der Naturschrecken ins Innere des rituellen Raums verdichtet und verschoben und zu bewegten Bildern zusammengedrängt wurde, wurde nicht nur die Repräsentation erfunden, sondern mit ihr auch die Verinnerlichung. Aber die äußerliche ist noch keine zu sich selbst gekommene Verinnerlichung. Dazu bedarf es eines weiteren qualitativen Sprungs: einer Kontraktion der Kontraktion.²⁶ Das zu bewegten Bildern Verdichtete muss sich noch einmal zur Unräumlichkeit verdichten. Eine denkwürdige Umkehrung der Umkehrung setzt ein, eine Negation der Negation.

Denn die Flucht nach vorne, also zum Schrecken hin, statt von ihm weg, die das Erfolgsgeheimnis traumatischen Wiederholungszwangs gewesen war, nimmt nun die Flucht nach innen an. Im rituellen Raum tut sich ein metaphorischer Raum auf und damit ein imaginärer, ein geistiger. Die Verinnerlichung kommt bei sich selbst an.

Der altrömische Genius ist ihr authentischer Ausdruck. Er ist als kulturübergreifender Menschheitsdurchbruch für Türcke das flüchtig gewordene Tötungsritual in imaginärer Form und damit auch eine Flucht vom Schrecken des Rituals: es ist eine Umkehrung zweiten Grades.²⁷ Im Zustand des Rituals ist, um mit Hegel zu sprechen, der Geist noch außer sich, beim Durchbruch zur mentalen Vorstellung kehrt er in sich zurück und öffnet einen eigenen Raum: die Sphäre des Imaginären und damit der Bedeutung.

Die Wiederholung unbewältigten Schreckens ist nämlich umso erträglicher, wenn sie einen Sinn macht, bzw. einen Adressaten hat, den Genius. Er ist Archetypus der *causa finalis*, des Grundes wie der Gottheit zugleich. Insofern ist auch das Sakrale zunächst einmal nichts anderes als der sich selbst auslegende, sich einen Sinn gebende traumatische Wiederholungszwang.

Auch wenn sich die gattungsgeschichtliche Anfangsphase nie im Detail wird rekonstruieren lassen, so zeichnet sich doch eine innere Logik ab: Wie der traumatische Wiederholungszwang sich selbst ritualisiert und sich so eine fassbare Gestalt gibt, so kann auch die primäre Halluzination nicht umhin, sich selbst zu strukturieren und zwar zunächst in eine Unzahl mentaler Hohlformen amorpher Geniussmasse. Traumzeitenmythen, Kosmogonien, Schlangenkulte oder die ersten schriftlich fixierten Traum-

²⁵ Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 70f.

²⁶ Vgl. Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 72.

²⁷ Vgl. Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 74.

deutungen vom Gilgameschepos bis hin zu Artemidor von Daldis Traumbuch sind ein beredtes Zeugnis.²⁸

Am Anfang des Mentalen steht also die Halluzination, wobei der Traum untergegangene Halluzination ist. Dieser Untergang ist die Kehrseite des Aufgangs der Halluzination zum entwickelten Wachbewusstsein. Für Türcke sind unsere Denkformen und Begriffe gattungsgeschichtlich nichts anderes als ‚Selbstkorrekturen von Halluzinationen‘.²⁹

Metamorphosen der Halluzination entstanden bei dem verzweiferten Versuch von sich selbst loszukommen. Die Wendung der Halluzination gegen sich selbst ist insgesamt ein Musterfall jener freudischen Umkehrung: Die Flucht des Mentalen vor sich selbst kehrt sich in die Gegenrichtung: zur Flucht nach vorn. Dabei kommt etwas Einzigartiges und Einmaliges in die Naturgeschichte: Selbstüberwindung als Elementarform mentaler Selbstbezüglichkeit.

Der mentale Raum wird zweidimensional: Traumzustand und Wachzustand trennen sich. Nur durch diese ‚Urverdrängung‘, wie Türcke sagt, kann es zur bewussten Vorstellungswelt kommen.³⁰ Mit Zukunft und Vergangenheit ist es dabei wie mit der Öffnung des mentalen Raums. Sie öffnen sich erst, wenn deutend in sie ausgewichen wird. Sein und Zeit beginnen als Reflex nachholender Angstentwicklung.

Das Wort bannt die Welt

Auch das Wort selbst beginnt als Exorzist: Was die ersten Worte ausrufen, wollen sie nämlich austreiben.³¹ Das primäre Wort ist randvoll von Schrecken und erfüllt von einem einzigen Wunsch: ihn loszuwerden. Die althebräische Wortentwicklung von scham über schamah zu schem zeugt davon. Das ganze undifferenzierte deiktische Spektrum von da, fort, hier und jetzt umfassend entwickelt sich scham zum Substantiv schamah. Nach der Zerstörung Jerusalems durch den Babylonier Nebukadnezar II und der darauf folgenden Gefangenschaft lässt der Prophet Ezechiel in der Abrechnung mit seinem Volk Jerusalem vor seinem inneren Auge neu auferstehen und nennt es ‚Jahwe schamah‘, was soviel heißt, wie Jahwe, der Hier-Jetzt. Aus der Epiphanie des Schreckens wird eine Epiphanie des Heils. Denn wo Jahwe hier und jetzt ist, hört aller Schrecken und alles Elend der Geschichte, ja die Geschichte selbst auf.

Der Wechsel vom unspezifischen ‚scham‘ zum substantivischen ‚schamah‘ kommt also einer Beruhigung und Befestigung des Schreckens gleich. Jahwe schamah mutet an wie eine archaische rituelle Formel. Das Pränomen schamah hat schon so viel Distanz zum Schrecken, dass es ihn bereits als Objekt fassen kann. Es heißt nämlich auch ‚Schauder, Entsetzen‘.

Auf dem Grunde der alten Sprachen waltet ein ‚Gegensinn‘, so die These des Sprachforschers Karl Abel, dem Freud in seiner Schrift über den Gegensinn der Urworte folgt. Das Fortseinspiel des Kindes ist ein Versuch mit dem Fortgehen der Mutter fertig zu werden, indem es die Holzspule, die es aus dem Bett warf mit einem freudigen ‚da‘ zurückholt. So meint auch das prominente lateinische ‚sacer‘

²⁸ Vgl. Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 79f.

²⁹ Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 80.

³⁰ Vgl. Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 81.

³¹ Vgl. Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 185.

heilig und verflucht zu gleich. Der homo sacer galt einerseits als vogelfrei, aber auch als heilig, insofern er der Gottheit gehörte und nicht geopfert, aber trotzdem getötet werden durfte.

Der Name ist nun der Gegensinn par excellence: Wird scham zu schem führt die Vokaländerung von a zu e zu einem Umschwung sondergleichen: ‚vom exorzistischen Ausrufen des Schreckens zu seinem Anrufen‘³². Ihm einen Namen zu geben ist der Versuch, ihn aus einer tödlichen Gewalt in eine rettende Schutzmacht zu verwandeln und so zum Verschwinden zu bringen. Die ungeheure Umkehrung, die der traumatische Wiederholungszwang in seiner Flucht nach vorn antritt, findet in der Bildung des Namens ihre sprachliche Gestalt. Der Name wird zum Erregungsasyl.³³

Heiligtümer werden im Namen des Genius oder der Gottheit benannt und Clans und Individuen im Namen des Totems. Der Name gewährt Ehre, Schutz und Andenken. Wer diese Dinge genießt, ist jemand, ist Person. Wer ihn entbehrt, ist schutzlos. Jemandes Namen tilgen, heißt nicht nur ihn und seine Angehörigen ausrotten, sondern auch alles vernichten, was an ihn erinnert.

Das Wort will also seinen Anlass, den Schrecken, aus der Welt schaffen und wird dabei zum Namen. Er ist das Wort, das den Schrecken heiligt; die Lautkombination, die sich an ihn heftet, um ihm seine Macht zu nehmen.

Archaische Namensbildung ist damit Sprechakt, und zwar Sprechakt par excellence: Katharsis.³⁴ Eine klare Trennung von lokutionären von illokutionären Sprechakten lässt die Frühphase der menschlichen Sprachentwicklung nicht zu. Bedeutung insgesamt ist ein Sediment der Schreckensbekämpfung durch rituelle Selbstdisziplinierung. Wie die Firnisschicht auf einem Gletscher ruht dabei die repräsentative Funktion der Sprache auf der expressiven auf.

Das Missverständnis der explikativen Sprache

Selbst analytische Autoren wie etwa Robert Brandom haben mittlerweile erkannt, dass die Funktion von Begriffen weniger eine klassifizierende, erklärende und repräsentative ist, vielmehr eine expressive, sofern unsere Sprechhandlungen grundsätzlich an die normative soziale Praxis zurückgebunden sind und diese explizit machen. Aber die Expression kommt auch bei Brandom nur im wohltemperierten Zustand ausdifferenzierter Hochsprachen vor. Vom kathartischen Primärprozess der Expression keine Spur mehr.³⁵

Aber selbst die Subsumption von Einzeldingen unter Sammelnamen ist nur als Prozess einer Umkehrung zu verstehen. Denn als Sammelname profaniert sich der Name zu einem Mittel, Natur zu ordnen, über sie zu verfügen und sich von ihrer Übermacht zu befreien. Die Profanierung des Namens bringt nicht nur eine enorme Entlastung von seinem authentischen Alpdruck, dem Schrecken mit sich, sondern führt auch dazu, dass der Eigenname zunehmend verschwindet, galt er doch einst nur dem Genius, dem Kollektiv oder dem Gott.

³² Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 186.

³³ Vgl. Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 188.

³⁴ Vgl. Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 197ff.

³⁵ Siehe dazu das Vorwort zu Robert B. Brandoms ‚Making it Explicit‘, Cambridge 1994, xi ff.

Der individuelle Eigenname selbst ist nur der Abkömmling des Clannamens bzw. der der Gottheit. Die altägyptischen Söhne der Sonne können nur Ramses, also Kind des Ra heißen und Ra meint zunächst schlichtweg Sonne und nicht ein göttliches Wesen, das sie erschuf.

Dem Übergang von der namenssprachlichen Vorzeit zur profanierten Syntax entspricht letztlich der Übergang vom halluzinatorischen Traumzustand zum Realitätsprinzip. Es bedeutet die Eröffnung eines beruhigten Raumes indikativistischer Rede, worin Dinge markiert, sortiert, eingeordnet und auf ihre Folgerichtigkeit und Rechtfertigbarkeit hin überprüft werden können.

Schuld daran, ist die Prädikation. Das Verb vollzieht, wie Türcke sagt, eine ‚linguistische Palastrevolution‘.³⁶ Es macht nämlich aus dem Namen ein ‚subjectum‘, ein Unterworfenes. Zwischen Subjekt und Prädikat waltet nun genau jene Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft von der Hegel in der Phänomenologie des Geistes spricht. Das Prädikat ist Herold des Subjekts, indem es von ihm aussagt. Es ist damit der Knecht. Andererseits ist das Subjekt der Aussage des Prädikats unterworfen. Das Prädikat sagt nämlich, was Sache ist. Prädizieren zeigt sich damit als performativer Widerspruch. Das Prädikat potenziert die Reichweite des Nomens, von dem es aussagt. Aber zugleich wird diese depotenziert: zum Satzsubjekt.

Hatte das Wort als pränominaler, kathartischer und exorzistischer Ausruf begonnen, wurde es im Namen zum schutzsuchenden Anruf der Gottheit. Grammatisch sind beides Optative: Jahwe anrufen heißt, ihn um Schutz bitten. Der Optativ ist die grammatische Form des Gebets, das prägrammatisch begonnen hat, und zwar als Schrei. Kraft des Verbs erobert sich die Sprache nun aber eine neue Dimension: den Indikativ. Nun erst wird sie fähig von etwas Bestimmtem auszusagen, wie es sich verhält. Gleichsam wie im Traum waren Indikativ und Optativ noch ungeschieden, nun aber treten Sein und Sollen auseinander: das Realitätsprinzip manifestiert sich, die Theorie emanzipiert sich vom theos. Zu Subjekt und Prädikat treten Objekte, Adjektive, Adverbien, Pronomina und Konjunktionen hinzu.

Anders gesagt: Jene kathartische Reizflucht, die im Ausrufen des Namens begann und sich zu einem ganzen Netz von Reizfluchtbahnen verzweigt, findet sich in einem Netz grammatisch-syntaktischer Strukturen wieder. ‚Sie sind nicht minder Rückstände spezifisch menschlicher Triebabfuhr als jene Vorstellungsweisen, die sich im Zuge der Ritualbildung herauskristallisiert haben‘, sagt Türcke.³⁷

Insofern sind linguistischer Strukturalismus à la Saussure oder psychoanalytischer Strukturalismus à la Lacan nur Symptome eines kapitalen Gedächtnisausfalls. Der sprachliche Primärprozess wird einfach ignoriert.

Dass das Zeichen in einem beliebigen, unmotivierten und nicht natürlichen Zusammenhang zum Bezeichneten stünde, ist aber so, als würde man sagen: Das einzig wahre Objekt der Traumdeutung ist der manifeste Trauminhalt. Wie er zustande kommt, sei nicht so wichtig. Dass der Wortbildungsprozess hingegen hochmotiviert durch traumatische Erschütterungen verlief, die es nicht einfach festzustellen galt, sondern die man durch ritualisierten und kathartischen Ausdruck loswerden musste, bleibt außen vor.

³⁶ Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 206.

³⁷ Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 211.

Der falsche Urgrund des Bewusstseins

Insofern ist der strukturalistische Diskurs auch ein schlechter Ratgeber für die Psychoanalyse. Bei Lacan soll die Linguistik einen Präzisionszuwachs in die Psychoanalyse bringen, bringt ihr aber tatsächlich einen physiologischen Verlust. Denn der energetische Primärprozess, d.h. die nervliche Anstrengung, die der Verdichtung, Verschiebung und Umkehrung zugrunde liegt, wird gar nicht angemessen erfasst. Das Unbewusste ist vielmehr wie die Sprache ein unablässiges Spiel, in dem Zeichen Bezeichnetes umspielen. Verschiebung und Verdichtung wird umbenannt in Metonymie und Metapher, deren differenziellem Spiel das Subjekt unterworfen ist.

War nun bei Saussure die symbolische Ordnung völlig grundlos da, so erklärt Lacan sie ohne große Umschweife für das Werk des Phallus.³⁸ Er ist kein Signifikant unter vielen, sondern der Stifter aller anderen. Er ist die Kraft, kraft derer sich die Signifikanten auf die Signifikate beziehen. Indem er die symbolische Ordnung aufrichtet, fällt er aber aus ihr heraus. Er ist der Signifikant, der nie Signifikat werden kann, die dunkle Materie, die die symbolische Ordnung zusammenhält. Er ist das schlechterdings Unmögliche, das Unding aber gerade dadurch das Reale, das Ding an sich und der freudsche Urvater zugleich. Alles Begehren verdankt sich letztlich der Aufrichtung des Phallus. Das Begehren ist insofern das ewige Gespanntsein auf den Phallus. Er ist Ananke, das ewige Schicksal, in das der Mensch sisyphoshaft eingebunden ist, seitdem es durch die Aufrichtung des Phallus semiotisch in Zeichen und Bezeichnetes eingerichtet worden war. Der Phallus als deus ex machina, als deus absconditus oder als Ding an sich, das ist das Lacansche Credo.

Die Krise des Traums

Der Urdialektiker schlechthin ist aber weder Lacans Phallus oder Kants Ding an sich, sondern der traumatische Wiederholungszwang. Er ist das ‚alternativlose phylogentische Nadelöhr zur Kultur‘³⁹. ‚Er verneint den Schrecken durch Bejahung, so dass die Verneinung Bejahung ist und die Bejahung Verneinung, und erfüllt damit mustergültig Hegels Definition von Dialektik als der Einheit des Unterschieden- und Nichtunterschiedenseins - oder der Identität der Identität und Nichtidentität‘. Im Unterschied jedoch zu Hegel ist der Geburtsort dieser Dialektik nicht das reine Sein, sondern vielmehr die reine Not.

Wie der Name in der Syntax unterging, so letztlich der traumatische Wiederholungszwang in der Kultur. Als pathologisches Überbleibsel der Vorzeit lebt er in uns allen fort. Denn Verdichtung, Verschiebung und Umkehrung sind die psychischen Primärprozesse, die onto- wie phylogenetisch gesehen erst jenen Spannungsabbau gewährleisten, der es uns ermöglicht vorzustellen, zu denken und zu sprechen.

Was passiert, wenn diese Urverdrängung durch das neoliberale Aufmerksamkeitsregime ausgehebelt und unterminiert wird, ist Sache der Spekulation. Ob sich eine Kultur, die sich einem hochtechnologischen Desedimentierungsprozess anheim gibt, indem sie menschliche Einbildungskraft durch tech-

³⁸ Kai Hammermeister: Jacques Lacan, München 2008, S. 78.

³⁹ Christoph Türcke: Philosophie des Traums, München 2008, S. 234.

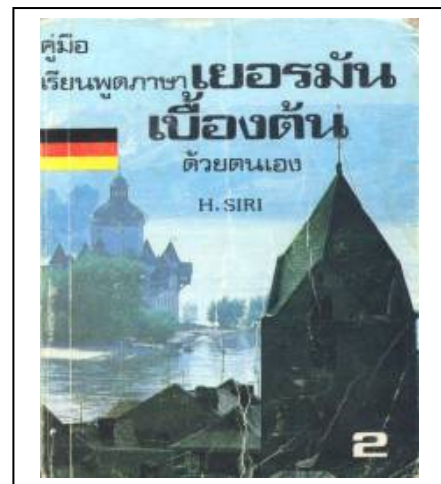
nische ersetzt, den Raum des Mentalen selbst in Frage stellt, wie Christoph Türcke vermutet, muss dahingestellt bleiben. Doch das Trommelfeuer konzentrierter Zerstreung, das die globalen Bild- und Konsumregime 24 Stunden am Tag abfeuern, wird die Repräsentationsfähigkeit des Individuums nicht unbeeinflusst lassen. Vielmehr wird sich jener der Änais entnommene Wahlspruch der Traumdeutung Freuds bewahrheiten: ‚Flectere si nequeo Superos, Acheronta movebo‘, was soviel heißt wie: Wenn ich die Oberwelt nicht ändern kann, so will ich die Unterwelt bewegen. Und daran, dass heute fortwährend die Unterwelt bewegt wird, besteht kaum ein Zweifel.

Reflektieren heißt Verdrängen, wer aber nicht mehr verdrängen kann, hört auf zu denken. Aber nicht nur das. Wo der Schockzustand zum Dauerzustand wird, wird der Schrecktraum Realität. Wunsch-erfüllung passiert dann nicht einmal mehr im Schlaf, weil der Schlaf von seinem Hüter, dem Traum, verlassen ist. Wo aber kein Traum, da keine Ruhe, keine Besinnung und keine Hoffnung. Der Traum des Surrealismus von einer Aufhebung von Traum und Wirklichkeit in einer Art absoluter Realität, eben der Surrealität, würde sich auf fatale Weise bewahrheiten.⁴⁰ Nicht die Abkehr von Materialismus und Konformismus zugunsten einer höheren Form von Freiheit und Authentizität wäre sein Inhalt, sondern vielmehr das Gegenteil. Die Ohnmacht des Traums nicht seine Allmacht wäre besiegelt. Schockstarre für immer lautet der Preis des Sieges des Systems.

Michael Löhr

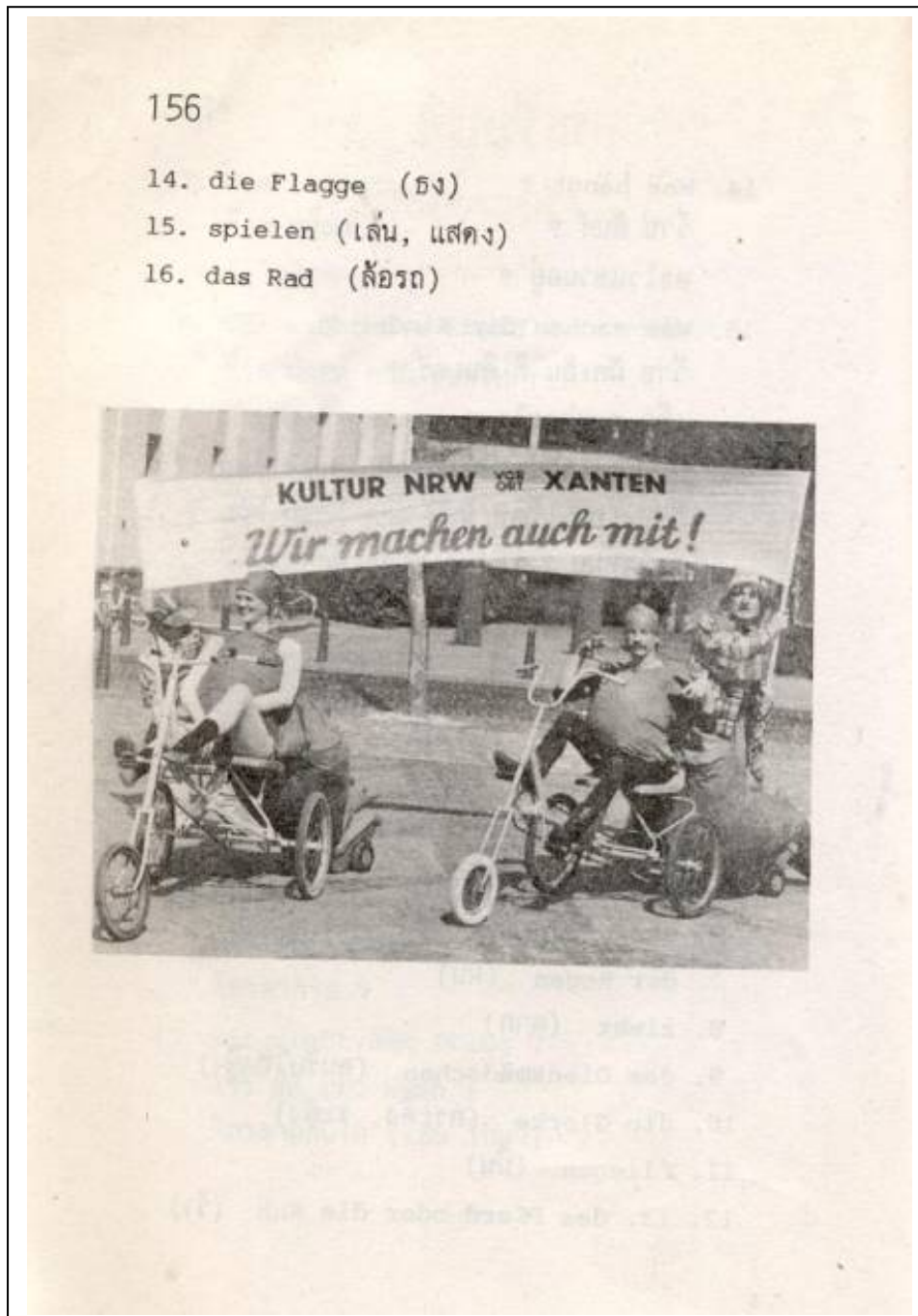
H. Siri – Deutsch für Thai 2

Auf 320 Seiten bringt der Autor H. Siri (L.Hy.M.I.A.H.; B.sc. Sanitary Eng.; M.Sc. Sanitary Eng.; M.Sc.Parasitology; Ph.D.Psy.; Dip. In Drugless Therapy; Dr. or Physical Therapy; Dr. of Medical Total Toxology; Diplômé en Medecine Tropical de l'Univerité d'Aix Marseille, France – soweit das Impressum) die deutsche Sprache aufgeschlossenen Thais näher. Dem Buch „Deutsch für Thai 2“ scheint das Bändchen „Let's spek German“ vom gleichen Autor vorausgegangen zu sein. Es ist davon auszugehen, dass hinter M.R.C, Dr. H. SIRI („Let's spek German“) und H. SIRI („Deutsch für Thai 2“) der gleiche polyglotte Autor steckt. Ungenügende Thai-Kenntnisse lassen



eine zweisprachige und fundierte Lektüre des Bandes leider nicht zu, aber die im Bändchen erhaltenen Abbildungen – scheinbar deutschen Friseur-Illustrierten entnommen – transportieren ein eigentümliches, nostalgisch-hannoveranisch-dadaeskes Deutschlandbild in thailändische Hütten, Wohnstuben und auf siamesische Nachtmärkte, gepaart mit einem furios-dekonstruktivistischen Sprachfeuerwerk (zumindest in den deutschen Passagen).

⁴⁰ Uwe M. Schneede: Die Kunst des Surrealismus, München 2006, S. 41ff.



Siri hat in sich in seinem Sprachbuch in Prosastücken und vielen Gedichten der „Herausforderung der Dinge an die Sprache“ angenommen und damit einen Prozess mitbefördert, der weit über einen herkömmlichen Deutschkurs hinausreicht. „Deutsch für Thai 2“ geht von der Alltagssprache aus, von dem mündlichen Sich-Verständigen –, aber überall lässt er durchblicken, dass ihm der klassische Dadaismus bekannt ist.

Ich abhole den Onkel.

Ich abholte den Onkel.

Ich habe den Onkel geabholt.

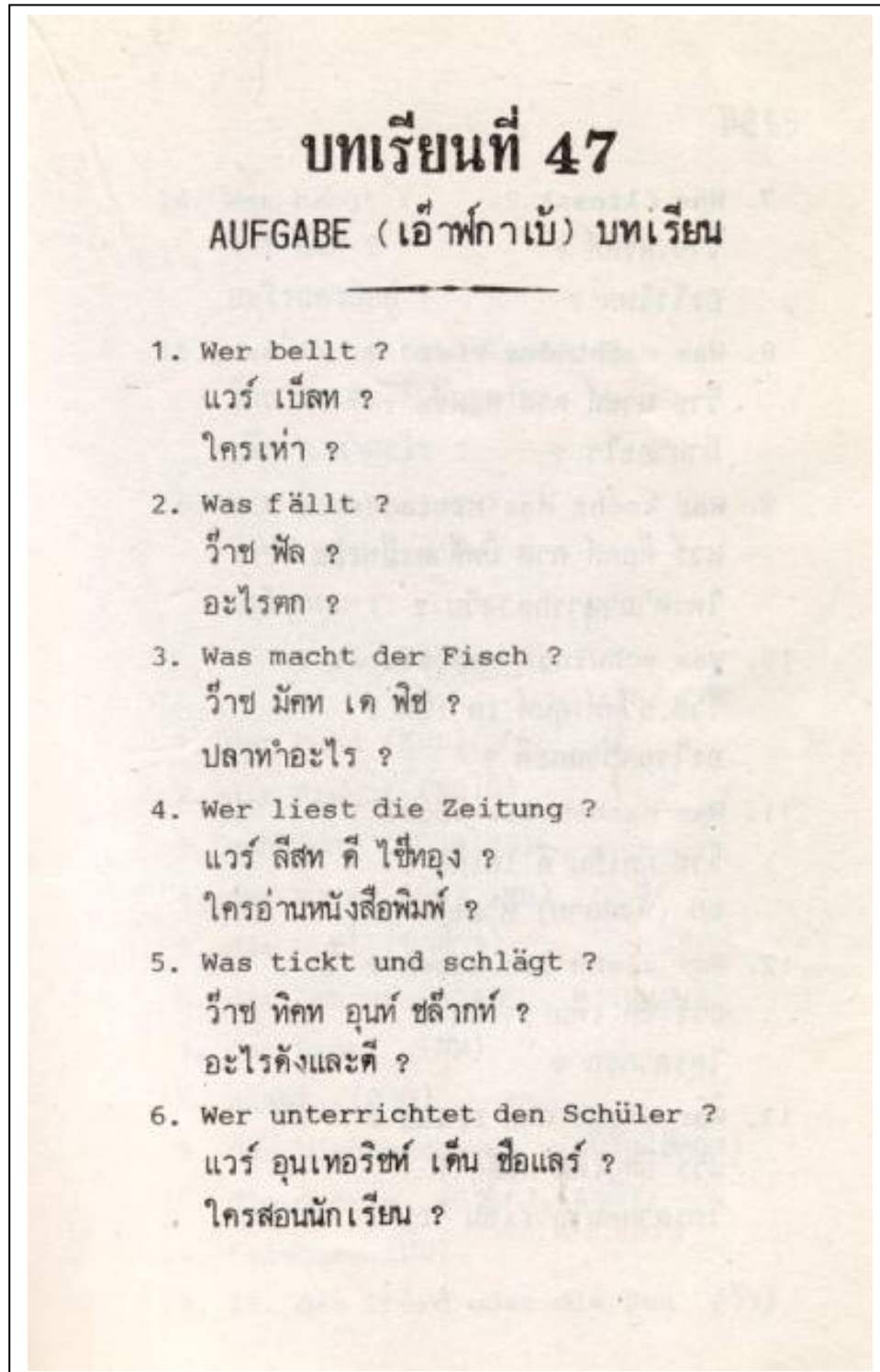
Ich werde den Onkel abholen.

Siri betrachtet Sprache als etwas Durchsichtiges: Sie schöpft unsere Gedanken ohne Rest aus. Oder, um es mit einem Gedanken aus Wittgensteins „Philosophischen Exerzitien“ zu sagen: Ein sprachlicher Ausdruck, der für andere prinzipiell unverständlich wäre, müsste auch für mich selber, den Sprecher, prinzipiell unverständlich bleiben. Eine solche Betrachtungsweise muss zu einer Poetik führen, die sich von der des hergebrachten klassischen Modernismus unterscheidet.

Das Gedicht „Der Berg ist hoch“ kann als ein anspruchsloses Bruchstück zu einer solchen Poetik gelten.

50

1. Der Berg ist hoch.
2. Der Hügel ist nicht sehr hoch.
3. Das Glas ist durchsichtig.
4. Das Ei ist Eiförmig.
5. Das Eis ist kalt.
6. Das Eisen ist schwer.
7. Das Tuch ist blau wie der Himmel.
8. Es ist also Himmelblau.
9. Der Kirschbaum blüht.
10. Die Ente taucht.
11. Die Schwalbe fliegt.
12. Die Henne und der Hahn fliegen schlecht.
13. Die Schnecke kriecht langsam.
14. Der Ofen wärmt.
15. Die Lampe und das Licht leuchten.
16. Es ist nicht sehr hoch.
17. Manchmal ist es niedrig.
18. Die Decke ist oben.
19. Der Fußboden ist unten.



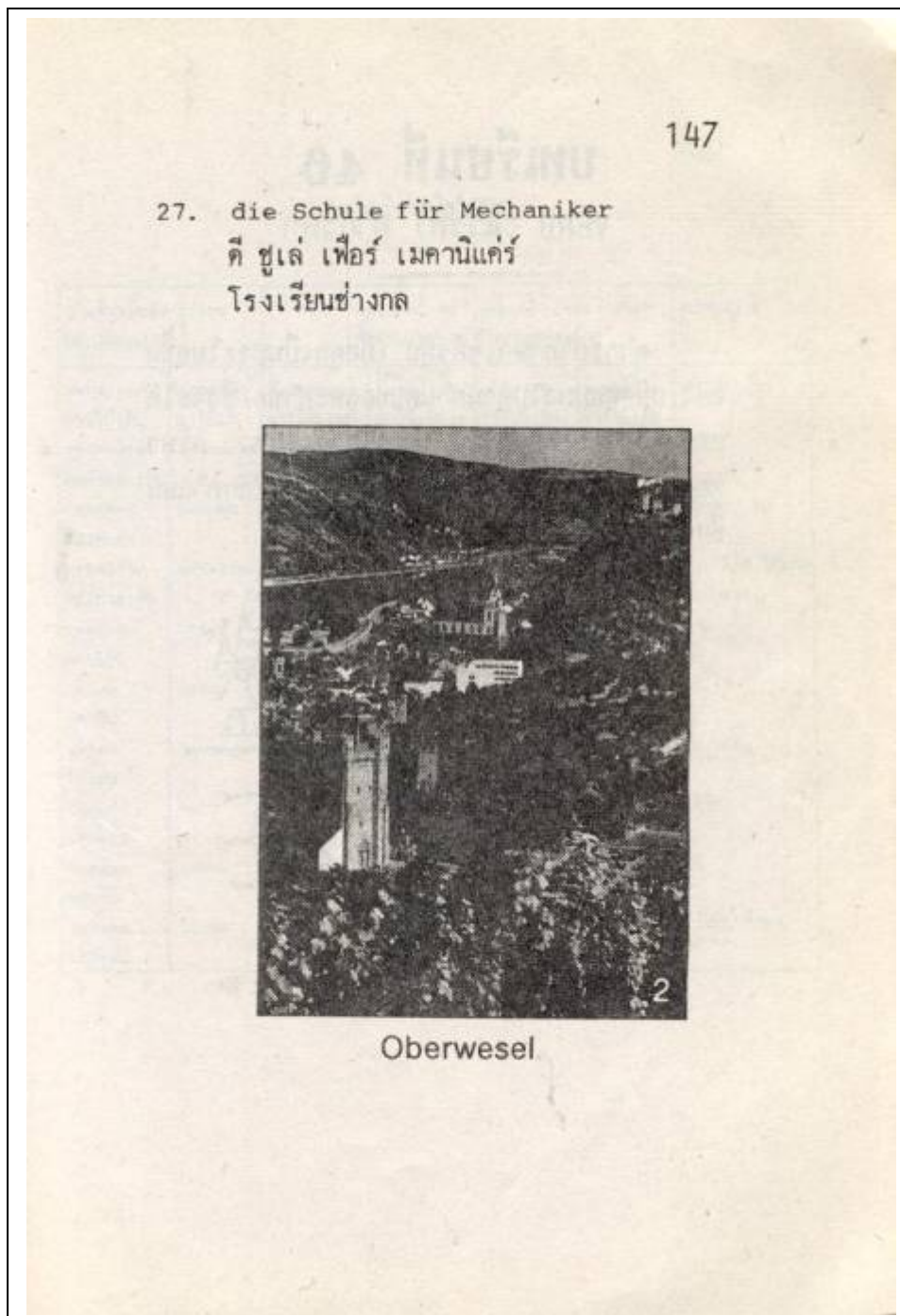
Es sind Beobachtungen, nicht feinsinnig, nicht ästhetisierend und exklusiv, sondern handfest und sich berufend auf die groben Tatsachen, denen das Leben gerade in unserem Landstrich unterworfen ist. Die alltägliche Umgebung wird mit dem fürs Außergewöhnliche geschulten Auge betrachtet. Und da Siri angeregt wird von einzelnen Worten, von Sätzen, die er neben sich gesprochen hört, ist auch in seinen Versen oft eine ins Außergewöhnliche transponierte alltagssprachliche Wendung auszumachen. Siris Texte sind grotesk: Sie zeigen den Zusammenhang des Menschen als ein solches System von Dingen.

Themen und Gattungen gehen bei Siris Texten ineinander über, aber es herrscht in den Übergängen ein neuer, grundsätzlicher Ordnungswille, der dort am besten wirkt, wo er sich mit einem beweglichen, despektierlichen Kritikergeist verbündet, wo er Ordnungssysteme hinterfragt.

1. Der Mensch hat 5 Finger, sie heißen: Der Daumen, der Zeigefinger, Mittelfinger, der Ringfinger und der kleine Finger.
2. Der Mensch hat auch fünf Sinne, sie heißen: das Gehör, das Gesicht, der Geruch, der Geschmack und das Gefühl.
3. Er hat auch 5 Sinnesorgane, die Ohren, die Nase, die Zunge und die Haut.
4. Das Jahr hat 12 Monate. Wie heißen die zwölf Monate? Die Woche hat sieben Tage.
5. Das Jahr hat 4 Jahreszeiten, sie heißen: der Frühling, der Sommer, der Herbst und der Winter.
6. Der Stuhl hat 3 Hauptteile, sie heißen: die Füße, der Sitz und die Lehne. Auch der Fluss hat 3 Hauptteile, sie heißen: die Quelle, der Lauf und die Mündung.
7. Auch der Körper hat 3 Hauptteile, sie heißen: der Kopf, der Rumpf und die Glieder.
8. Aber die Pflanze hat 5 Hauptteile, sie heißen: die Wurzel, der Stamm, die Blätter, die Blüte und die Frucht.
9. Der Regenbogen hat 7 Farben, sie heißen: rot, orange, gelb, grün, blau, buntblau und violett.
10. Der Mensch hat 32 Zähne, es sind 3 Arten, sie heißen: 8 Schneidezähne, 4 Eckzähne und 20 Backenzähne.

(...)

Nennen Sie einige Städte Europas! Länder sind: Deutschland, Österreich, England, Frankreich, Portugal, Belgien, Holland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Russland und die Vereinigten Staaten ...



Einziges Wehrmutstropfen in Siris Sprachbuch ist die Abschlusslektion (89), in der er die vertrauten Gefilde der Lyrik, der lyrischen Fragmente und der lyrischen Kurzprosa verlässt. Der einzige Dialog in Siris Buch ist ein mittelmäßig ausgearbeiteter, pointenarmer Sketch.

Die beiden Charaktere (A und B) bleiben farblos, verstricken sich in ungereimten Ungereimtheiten. Von der Poesie der belagerten Heiterkeit, der Poesie zwischen den Dingen und dem Nichts, die sonst in Siris Deutschkurs brillant aufblitzen, ist im Abschlussdialog leider nur sehr wenig zu spüren.

Trotz dieses Wehrmutstropfens kann ich Siris „Deutsch für Thai 2“ aufgeschlossenen Nichtmutter-sprachlern nur wärmstens aufs Kreuz legen.

A: Legen Sie etwas in jenem Kasten?

B: Nein, ich lege nichts.

A: Was ist das? Es ist sehr schön.

B: Das ist mein cigarettten Kasten, ich kaufe ihn von dem Neue Strasse.

A: Wieviel kastem haben Sie insgesamt?

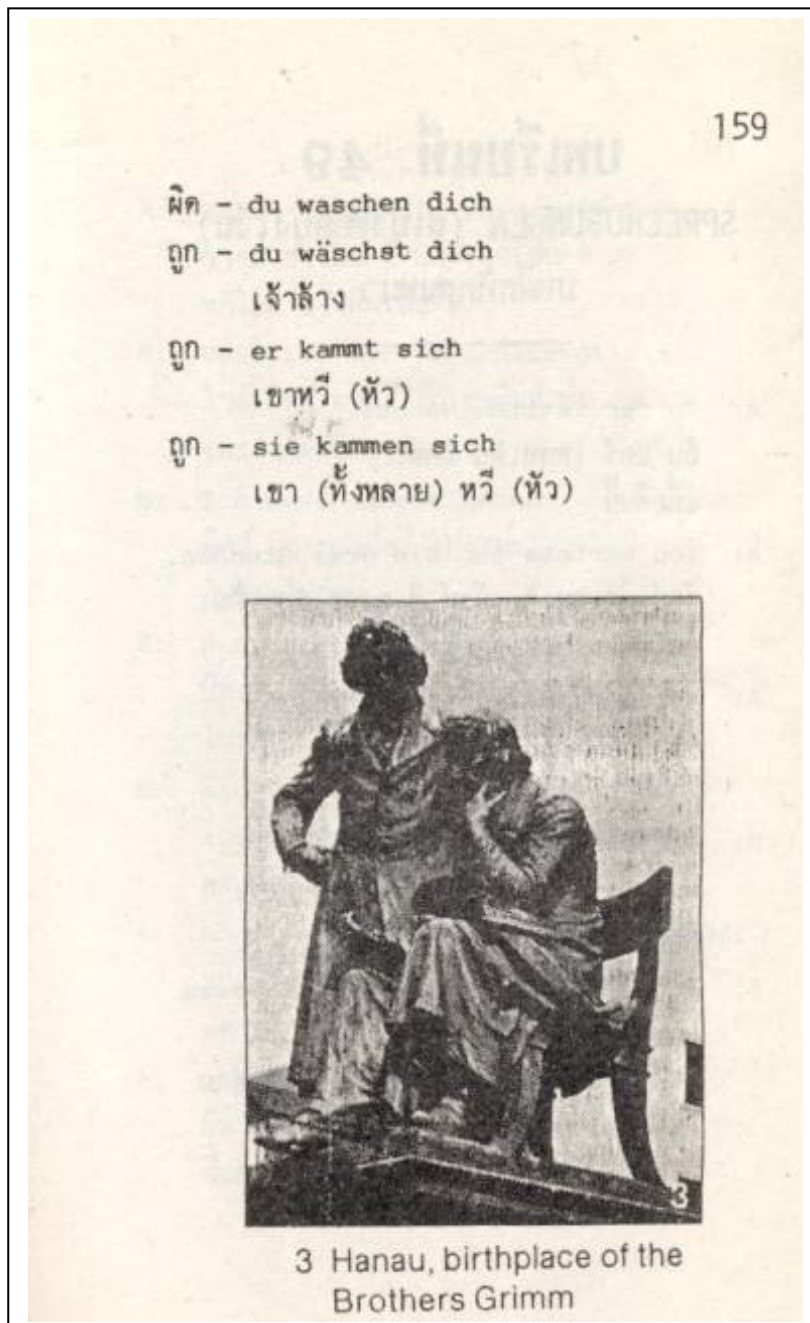
B: Ich habe allezusammen funf Kasten.

A: Heute bin ich sehr beschäftigt weil muss ich etwas draussen weggehen zu kaufen.

B: Sind Sie eilig? Ja natürlich ich glaube, es ist sehr weit von hier nach Neue strasse.

A: Nein, mein lieber Freund es ist nicht sehr weit wie Sie denken. Die Reise von heir nach Neue Strasse dauert meisten 15 Minuten und wohin werden Sie gehen?

B: Ich werde den Postamte besuchen und kaufe den Briefmarke fur meinen Vater sonst wird der Buro zumachen.



Siris Buch endet überraschend mit einem schönen deutschen Sprichwort:

„Not kennt kein Gebot“.

Kennt jemand einen Thai, der nach der Siri-Methode Deutsch gelernt hat? Ich würde gerne einmal mit einem Sirischüler plaudern.

Thomas Glatz

Aus dem Plattenarchiv

Schweisser – Eisenkopf (1994)

1994 – die Annäherung von Punk und Metal in Form der späten Grunge-Veröffentlichungen im Stil von Alice in Chains ist gerade in vollem Gang. Die Schweisser aus Utting am Ammersee veröffentlichen ihr zweites Album ‚Eisenkopf‘. Ein deutschsprachiges Metalalbum, musikalisch ganz im Stil der Zeit, hervorragend produziert, ein kantiges Monument. Gutes und düsteres Songwriting paart sich mit Textpassagen, die einen tief zerrissenen Sänger Tommi Böck zeigen. Die Kritik ist begeistert. Hier reibt etwas, reißt Gräben auf, die nicht ohne weiteres wieder zuzuschütten sind, setzt einen neuen Rahmen wie man Metal auch interpretieren kann. Wirklich groß werden ‚Eisenkopf‘ und der Nachfolger ‚Willkommen im Club‘ kommerziell aber nicht. Die Schweisser bleiben Kritikerband einer Zeit, in der eine Band wie Rammstein beginnt in großem Umfang Platten zu verkaufen.

Die Uttinger müssen sich denn auch gefallen lassen in ein Genre namens ‚neue deutsche Härte‘ einsortiert zu werden, das man vor allem rund um die Schweriner Katastrophenliebhaber erfunden hat. Ein fundamentales Missverständnis, denn hier werden grundsätzlich unterschiedliche Haltungen bedient. Rammstein geht es mit ihrer Version von Metal um eine Schließung, die Musik, Text und Auftritt mystisch koppelt, um eine dystopische Vereinigung in einem wuchtigen ‚Gefühl‘ zu erzeugen. Man soll aufgehen – im Abgrund, der Katastrophe, der ‚großen‘ Emotion. Anders und um mit der Begriffswelt von Gilles Deleuze und Félix Guattari zu sprechen finden wir hier eine ästhetische Figur vor, die um den großen Versuch eine Reterritorialisierung kreist, also um den Versuch den modernen Schizo wieder zu kitten, wieder ‚ganz‘ zu machen.⁴¹ Eine reaktionäre Abwehrbewegung gegen die Zerfaserungstendenzen einer Moderne, der ihre Grundprinzipien durchgehen. Ein Kanalisierungs- und Verstopfungsmechanismus der Wunschmaschinen, die wir alle sind.⁴² Eine immer wieder geäußerte Faschismuskritik an Rammstein sollte auch eher an diesen Aspekten ansetzen, als an nebulösen textlichen Kopplungen, denen die Band denn auch immer wieder eifertig entgegen getreten ist.

Ganz anders dagegen der Impetus der kommerziell gescheiterten Schweißerei. Hier reibt sich ein trockener, punktgenauer Metal an einer Brüchigkeit und einem Nihilismus, der immer wieder in Momenten sozialen Scheiterns und individueller emotionaler Krisen gespiegelt wird.

Hölle ist kein Ort

Hölle ist ein Zustand

⁴¹ Vgl. Gilles Deleuze / Félix Guattari: *Anti Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I*, Frankfurt am Main 1977.

⁴² Vgl. Klaus Teweleit: *Männerphantasien*, München, Zürich 2000.

Bei den Schweissern ist man nicht aufgeräumt, hier geht man nicht auf. Sie schreien einem die Krisen des Erwachsenwerdens entgegen. Es sind Dokumente des kantigen Anpassungsprozesses einer Adoleszenz an die neoliberalen Strukturen der 90er Jahre – eines Jahrzehnts der Zusammenbrüche intellektueller Großsysteme und der impliziten Antworten ohne Fragen. Der Schizo darf hier auf die Bühne, darf die Zersplitterung seiner Wunschmaschine hinausschreien, sein Auftritt ist Ausdruck und Förderer einer fortschreitenden Deterritorialisierung. Antworten gibt es keine. Kein Wunder, schon die Fragen sind unklar. Auch Tommi Böck fragt nicht, sondern leidet. Auch wenn dieses Leiden in seinen Motiven noch eher an die klassische Psychoanalyse erinnert, kann es in seiner konkreten Erscheinungsform irritieren und reibt sich an einer kompakten musikalischen Form. Insofern ist ‚Eisenkopf‘ das Ergebnis eines großartigen Missverständnisses, eines Irrtums, der auf der Annahme basiert, mit verzweifelter Irritation, gepaart mit wuchtigen und geschlossenen musikalischen Mitteln kommerziell etwas werden zu können. Am Ende bleibt kein Rockstar, sondern nur eine großartige Platte.